

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Ich jagte das Hexen-Trio

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Ich jagte das Hexen-Trio

John Sinclair Nr. 520

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 21.06.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ich jagte das Hexen-Trio

Die Ausstrahlung der schrecklichen Szene traf Servas mit der Wucht einer Schockwelle.

Der Mann stand auf der Schwelle des Hauses, und sein Gesicht war zu einer Bühne geworden, auf der sich die Gefühle zeigten und die Haut als Hintergrund eine blaßgraue Farbe besaß.

Das durfte es nicht geben, das war einfach zu furchtbar! Er sah die drei Schwestern und konnte es noch immer nicht fassen.

Eine der drei sah er direkt gegenüber, die anderen beiden rechts und links. Eines hatten sie gemeinsam.

Sie hingen an den Wänden und wurden jeweils durch Pflöcke gehalten!

Die Wände bestehen aus Holz, dachte Servas. Ja, sie sind aus Holz.

Das kann klappen. Holz hält das Gewicht aus, auch dort, wo die Pflöcke getroffen haben, hinter den Rücken. Wie bei Vampiren…

»Verrückt!« flüsterte er. »Wie kann man nur diese Gedanken haben? Das ist nicht normal. Ich bin…« Er trat in den Raum und schloß die Tür hinter sich.

Der kalte Wind blieb zurück. Viel Wärme spürte Servas auch nicht. In der Hütte brannte kein Feuer im Kamin. Wahrscheinlich waren die Bewohnerinnen überrascht worden.

Jemand hatte sie gepfählt, die Frauen, drei schöne Frauen – die Grandi-Schwestern.

Sie waren in der Gegend bekannt gewesen. Mit Männern hatten sie nur gespielt, ihnen die Herzen gebrochen, und sie hatten sich in Dinge eingemischt, die sie als Frauen nichts angingen. Es blieb nicht aus, daß sie in Verruf gerieten, daß man über sie redete und anfing, sie zu hassen. Das Wort Hexe war schnell gefallen, und einige Frauen aus den naheliegenden Orten hatten sie sogar als Blutsaugerinnen bezeichnet.

Vampirhexen!

Was daran stimmte, wußte niemand. Vielleicht derjenige, der in ihre Hütte eingedrungen war und sie gepfählt hatte.

An den Füßen des Mannes klebte noch schmutziger Schnee, der allmählich wegtaute. Um seine Schuhe bildeten sich kleine Pfützen.

Servas wollte nicht hinschauen, doch er konnte nicht vorbeisehen.

Eine der Schwestern hing direkt gegenüber. Ihre Füße pendelten eine Handlänge über den Holzbohlen des Fußbodens.

Es war Daniela Grandi, die älteste der Schwestern. Ihr rotes Haar hatte viele gestört. Allein wegen dieser Farbe war sie von einigen Menschen als Dienerin des Teufels bezeichnet worden. Es fiel in einer wahren Flut bis auf die Schultern, wo sich die Enden zusammenwellten. Das Gesicht war so unnatürlich blaß, als wäre alles Blut aus ihm herausgetreten. Die Augen quollen vor. Übergroß malten sich die grünlich schimmernden Pupillen ab.

Verena und Sina Grandi, die beiden blonden Frauen, glichen sich wie Zwillinge, obwohl sie es nicht waren. Sina war ein Jahr jünger als Verena.

Es ist so kalt, dachte Servas. So verdammt kalt. Diese Kälte ließ ihn zittern und schien sein Herz wie eine Zange zu umklammern.

Servas dachte daran, daß der Großmeister ihn geschickt hatte, damit er mit den Schwestern redete. Das hatte er auch vorgehabt, aber Tote sagen nichts mehr.

Er wollte es nicht. Es war ein Zwang, der ihn weiterlaufen ließ.

Erst dicht vor Daniela blieb er stehen und schaute an ihrer Gestalt hoch. Der Pflock steckte genau dort in ihrer Brust, wo eigentlich das

Herz hätte schlagen müssen.
Er schaute sich die unmittelbare Umgebung der Stelle an. Durch die Hüttenfenster fiel genügend Licht, um Servas erkennen zu lassen, daß kaum Blut aus der Wunde geflossen war. Nur eine eigenartige, wäßrige Flüssigkeit hatte in der Umgebung des Wundenlochs die Kleidung genäßt.
Servas hob den Arm. Er sah dabei auf seine Hand, die zitterte.
Dann legte er die Finger auf den Pflock, umschloß den Griff aber noch nicht. Er konnte sich noch nicht überwinden, das zu tun, was getan werden mußte.
Hängenlassen durfte er die drei Schwestern nicht. Es war keine leichte Aufgabe, denn es kostete Servas Überwindung.
Er packte zu. So hart er den Griff auch ansetzte, ebenso hart wurden seine Gesichtszüge. In den Augen loderte der Wille, es endlich zu tun. Sein Mund zuckte.
Dann riß er den Pflock hervor!
Er hatte festgesessen. Durch das plötzliche Lösen bekam Servas auch Schwung. Er taumelte zwei Schritte zurück, hatte sich wieder gefangen und sah, daß die Leiche rutschte.
Sie sackte ab, die Füße berührten den Boden, dann brach die Gestalt zusammen, wie eine Marionette, deren Fäden nicht mehr von der Hand eines Spielers geführt wurden.
Daniela Grandi lag vor seinen Füßen. Ihr Oberkörper beschrieb einen Bogen. Der Kopf berührte mit der Stirn den Fußboden, das rote Haar war nach vorn geflossen und bedeckte den Schädel wie ein großes Tuch.
Servas drehte sich um. Er hätte nicht gedacht, daß es so leicht sein würde und nahm sich nun die nächste Schwester vor.
Es war Verena, die Zweitälteste der drei Frauen!
Auch vor ihr blieb er stehen und umschloß den Griff des Pfahls mit seiner kräftigen Hand, bei der sich die Haut über den Knöcheln spannte.
Wieder riß er den Pflock hervor.
Kein Blut spritzte ihm entgegen, nur der Rest einer dicken Flüssigkeit rann noch aus der Wunde nach.
Verena taumelte ebenfalls vor seinen Füßen zu Boden und sackte in sich zusammen.
Blieb die Jüngste, Sina!
Servas bekam eine Gänsehaut, als er dicht vor ihr stehenblieb und sie anschaute. Das Gesicht der blonden Frau wirkte so, als würde sie nur schlafen. Sie konnte jeden Moment die Augen öffnen und Servas ansprechen. Er zögerte noch.
Erst der innerliche Ruck, den er sich gab, überwand die Schwelle.
Er riß den Pflock aus der Brust.

Auch Sina fiel, und sie kippte gleichzeitig nach vorn, so daß sie ihm entgegenfiel. Dabei streckten sich die Arme. Es sah so aus, als wollte sie den Mann umfassen wie einen Liebhaber.

Servas wich schnell zurück. Allerdings nicht schnell genug. Die Hände schlugen noch gegen seine Schultern, wo sie für einen Moment liegenblieben, bevor sie wieder abrutschten und ebenso zu Boden schlugen wie der übrige Körper.

Es war getan!

Servas wischte über sein Gesicht. Auf der Haut hatte der kalte Schweiß gelegen, jetzt klebte er an seiner rechten Handfläche. Er mußte schlucken. Im Hals spürte er ein Würgen. Nein, das war eine Arbeit, die er nur einmal im Leben würde machen können. Ein zweites Mal wollte er damit nichts zu tun haben.

Mit blassem Gesicht drehte er sich herum. Tief atmete er ein. Die Luft kam ihm plötzlich so bleiern und schwer vor. Er glaubte auch, einen süßlichen Blutgeruch zu riechen.

Einbildung, alles Einbildung. Seine Hand lag bereits auf der Türklinke, als er es sich noch einmal anders überlegte, die Tür geschlossen ließ und sich umdrehte.

Sein Blick glitt zurück in den Raum.

Dort lagen die drei Schwestern bewegungslos am Boden. Er hatte sie von der Wand gelöst, wollte sie sich ein letztes Mal betrachten, da fiel ihm etwas auf.

Ihre Gesichter sah er nicht, aber die Haare hatten sich verändert.

Bei Daniela besaßen sie nicht mehr die Fülle und auch nicht die rote Farbe. Möglicherweise konnte das an der Beleuchtung liegen, doch Servas wollte es genau wissen.

Er ging auf Daniela zu, bückte sich und streckte gleichzeitig den rechten Arm aus. Seine Finger durchwühlten das Haar.

Es war tatsächlich grau geworden!

Grau und dünn. Dabei strähnig und auch irgendwie verfilzt. Als wären sie schon monatelang nicht mehr gewaschen worden. Er warf auch einen Blick auf die Hände.

War das noch die Haut, wie er sie bei seinem Eintritt gesehen hatte? Nein, auch sie hatte sich verändert.

Sie erinnerte ihn an altes Leder, das nicht mehr gepflegt und deshalb brüchig geworden war!

Sein Herz schlug schneller. Aufregung hielt ihn gepackt. Aufregung und Spannung. Etwas war mit den drei Frauen geschehen, ohne daß er etwas bemerkt hatte.

Servas wollte es genau wissen. Seine Hand wanderte. Die Finger umfaßten einen Schulterbogen, dann zog er Daniela herum, so daß sie auf dem Rücken zu liegen kam.

Jetzt schaute er in ihr Gesicht – und zuckte zurück.

Daniela Grandi hatte sich verändert. Sie sah aus wie eine uralte Frau!

***

Servas wußte nicht, wie lange er neben der Leiche gesessen hatte.
Sekunden, möglicherweise auch Minuten. In dieser Zeit schossen ihm zahlreiche Gedanken und Vermutungen durch den Kopf, die allesamt so verworren waren, daß es ihm nicht gelang, sie einzuordnen oder sie in eine Reihe zu bekommen.
Vor ihm lag eine Tote, die sich schrecklich verändert hatte, als der Pflock aus ihrer Brust entfernt worden war. Verwandelt in eine Greisin hatte sie sich.
Wieso?
Diese eine Frage kristallisierte sich allmählich hervor. Servas fand keine Antwort, er stemmte sich nur hoch, und ihm kam der Gedanke, daß er sich auch die beiden anderen Frauen ansehen mußte, ob mit ihnen das gleiche geschehen war.
Wieder ging er der Reihe nach vor. Er rollte Verena herum und sah mit Schrecken, daß sich auch ihr Gesicht so verändert hatte und zu einer alten Fratze geworden war.
Sina war es nicht besser ergangen. Auch sie sah aus wie eine uralte Frau und selbst die Augen waren nicht mehr so wie sonst. In den Höhlen schwammen blasse und gleichzeitig starre Pupillen, wie Kugeln, die jemand hineingedrückt hatte.
Wie war so etwas möglich?
Servas erinnerte sich, daß man von den Schwestern als Hexen und bösen Frauen gesprochen hatte. Sogar der Begriff Blutsaugerinnen war gefallen. Eigentlich hatte er nie daran glauben wollen. Mittlerweile war er dabei, seine Meinung zu ändern. Diese plötzliche Verwandlung in Greisinnen ging nicht mit rechten Dingen zu. Da mußte der Teufel seine Hand mit im Spiel gehabt haben. Wenn ja, waren die drei Schwestern seine Günstlinge und Dienerinnen gewesen.
Servas schlug hastig ein Kreuzzeichen. In der Hütte war es noch kälter geworden. Der Atem stand vor seinen Lippen, auf dem Rücken lag eine Gänsehaut, die einfach nicht weichen wollte. Das Grauen hatte sie auf den Körper gezeichnet.
Etwas kratzte über den Boden. Zunächst achtete der Mann nicht darauf, bis er den Blick hob und nach vorn schaute, wo die älteste der drei Schwestern lag.
Daniela bewegte sich!
Servas stand unbeweglich. In seinem Kopf hörte er plötzlich ein schrilles Lachen, als wäre jemand dabei, ihn zu verhöhnen. Er bildete es sich bestimmt nur ein, zuviel strömte auf ihn nieder.
Daniela war nicht tot. Ihr Arm zuckte, die Hand ebenfalls, die Finger hatten sich gekrümmt und kratzten über den schmutzigen Fußboden.

Das Geräusch hatte Servas alarmiert.

Doch es war noch nicht beendet. Daniela winkelte den Arm an, preßte die Hand flach auf den Boden und stemmte sich in die Höhe.

Sehr langsam geschah dies, wie bei einem Menschen, den ein Großteil seiner Kraft verlassen hatte und der sich nun bemühte, seine liegende Haltung zu verändern.

Daniela kam nicht auf die Füße. Sie befand sich noch in der Hocke, als sie zurückwankte und dabei mit dem Rücken gegen die Wand stieß, wo sie einigermaßen Halt fand.

So blieb sie.

Ihre und die Blicke des Mannes begegneten sich. Sie fraßen sich ineinander, und die alten, lappigen Lippen der wiedererwachten Toten verzogen sich.

Servas rang sich eine Frage nach mehrmaligem Luftholen ab.

»Was… was willst du?« fragte er keuchend. »Sag es mir! Was habe ich dir getan? Wer bist du? Wie kann es sein, daß du …?«

Daniela gab keine Antwort. Sie hatte mit sich selbst genug zu tun.

Durch die Wand als Rückenstütze gelang es ihr schließlich, sich in die Höhe zu stemmen.

Auf schwachen Beinen blieb sie stehen. Sie bewegte ihre Hände, als wollte sie durch diese gymnastischen Übungen so etwas wie Geschmeidigkeit zurückbekommen.

Etwas schlug hart auf den Boden..

Das geschah links von Servas. Er drehte den Kopf und erkannte Sina, die sich ebenfalls rührte.

Bei Verena geschah das gleiche. Auch sie erwachte aus ihrer Totenstarre.

Drei Schwestern, die einmal tot gewesen waren und jetzt ihr Leben fortführten.

Damit mußte Servas zunächst einmal fertig werden. Das wurde er nicht. Man hatte ihn geschickt, weil man ihn für mutig gehalten hatte. In dieser Lage aber verließ ihn der Mut. Er konnte einfach nicht anders, als das Haus zu verlassen.

Auf der Stelle machte er kehrt. Als er die Tür aufriß, hörte er hinter sich das Lachen der Schwestern.

Es war ein widerliches Gelächter. Er fühlte sich von diesen Personen verhöhnt, es traf ihn hart, er wollte es nicht mehr hören und rannte hinaus in den Winter.

Der nahe Wald hatte ihn bald geschluckt. Irgendwo auf einer Lichtung stand sein Pferd. Er hatte es an einem Baumstamm angeleint und unter dem Sattel eine wärmende Decke über den Körper gelegt.

Das Tier begrüßte ihn mit einem freudigen Schnauben. Servas hörte es kaum. Er schwang sich in den Sattel und ritt so schnell davon, als wäre der Teufel persönlich hinter ihm her…

Das grauenvollste Erlebnis seines bisherigen Lebens lag hinter ihm. Reden konnte er mit niemandem darüber, denn wer würde ihm so etwas schon glauben?

Irgendwann in der nächsten Stunde erreichte er eines der nahen Dörfer. Das Land litt unter einer bösen Kälte. Die Häuser lagen wie hingeduckt innerhalb der weißen Landschaft. Aus den meisten Öffnungen der Schornsteine quoll der dunkelgraue Rauch und kroch dem blassen Winterhimmel entgegen.

Im Schrittempo ritt er in den Ort. Sein Pferd hatte trotz der Kälte geschwitzt. Er hatte es hart geritten.

Auf der Straße zeigte sich niemand. Die Menschen verkrochen sich in den Häusern hinter ihren Kaminen und Öfen. Aus manchen Ställen drang das Brüllen des Viehs. Auch die Tiere litten unter der verfluchten Kälte.

Obwohl Servas einen langen Mantel trug, fror auch er. Der Pelz gehörte nicht zu den besten. Er wärmte nur für kurze Zeit. Sein Ziel war das Gasthaus. Es lag hinter einem Stall, wo auch Pferde untergestellt werden konnte.

Servas ritt in den Stall. Der Geruch von Heu und Pferdeschweiß wehte ihm entgegen. Wenigstens war es zwischen den Mauern wärmer als draußen.

Er führte sein Pferd in eine Box und rieb das Tier trocken. Ein alter Stallwächter schlurfte heran. Er trug Holzpantinen und hatte diese mit Heu ausgestopft, um seine Füße warm zu halten.

»Wieder zurück?« fragte er.

»Kannst du dich um mein Pferd kümmern?«

»Mach' ich.«

Servas gab ihm etwas Geld.

»Danke, der Herr. Wo wollt Ihr hin?«

»In das Gasthaus.«

»Ja, der Herr.«

Vor dem Gebäude hatten zahlreiche Füße den Schnee festgestampft. Er war noch zusätzlich angefroren, so daß auf seiner Oberfläche eine dünne Eisschicht glänzte.

In der Gaststätte hielt sich niemand auf. Selbst der Wirt war nicht zu sehen. In der Ecke stand ein großer Eisenofen. Er strahlte viel Wärme ab, aber von unten her war es kalt. In der Erde lag das Lager. Es war ein Felsenkeller, in dem eine Quelle sprudelte, die auch bei großer Kälte nicht zufror.

Servas zog seinen Mantel aus. Er legte ihn über einen Stuhl und trat an den Schanktisch. Von dort aus konnte er durch das offene Loch einer Tür schauen. Er sah den Wirt kommen, der einen Kübel mit Wasser trug und ihn auf den Ofen stellte. Erst dann kümmerte er sich um seinen Gast und fragte: »Wieder zurück?«

»Ja.«
Der Wirt nickte. Er war ein bulliger Kerl mit breiten, ziemlich runden Schultern. »Was möchtet Ihr trinken?«
»Etwas Warmes.«
»Ich habe frische Milch und Honig.«
»Das wäre gut.«
»Wartet, ich hole es.«
Servas wurde im Ort mit großem Respekt behandelt. Schließlich hatten ihn die Leute geholt. Er wartete. Die Wärme des Ofens strahlte gegen seinen Rücken. Es tat ihm gut. Der Ritt war verflucht hart gewesen. Immer wieder mußte er an die drei Schwestern denken, die nicht tot waren. Er sah die schrecklichen Szenen vor sich. Sie wiederholten sich ständig und ließen sich einfach nicht löschen.
Servas ballte die Hände zu Fäusten. Die Menschen hatten gedacht, daß er mit dem Grauen aufräumen würde. Sie irrten sich. Er hatte es nicht geschafft. Dabei fragte er sich, ob er es ihnen sagen oder lieber über das Grauen schweigen sollte.
Eine Antwort hatte er noch nicht gefunden, als der Wirt zurückkehrte. Er hielt einen Krug fest, in dem sich die heiße Milch befand, vermischt mit dem Honig.
»Das wird Euch munden, Herr!«
»Ja, ich glaube es auch.«
Servas trank direkt aus dem Krug. Auf den Becher verzichtete er.
Sein Blick glitt über den Rand hinweg und traf das Gesicht des Mannes. In dessen Zügen war die Neugierde zu lesen. Auch er wußte Bescheid, in welcher Mission Servas unterwegs gewesen war.
»War es gut?« fragte er.
»Was?«
»Die Milch!«
Servas nickte. »Ja«, sagte er. »Sie war sogar sehr gut. Was bin ich dir schuldig?«
»Nichts.« Der Wirt lächelte breit. »Vielleicht eine kleine Auskunft. Ihr versteht schon.«
Servas' Blick wurde nachdenklich, fast müde. Dann nickte der Mann. »Ja, ich habe verstanden, aber ich will dir gleich sagen, daß es nicht viel Sinn hat.«
»Wieso?«
»Du kannst den anderen bestellen, daß ich im Haus der drei Schwestern war.«
»Ja… und …?«
»Nichts ist geschehen«, sagte Servas. Er hatte sich blitzschnell zu einer Lüge entschlossen. »Sie waren nicht da.«
Der Wirt trat zurück. »Wie – nicht da?«
»Weg, verschwunden.«

»Aber das ist nicht möglich. Ihr hättet sie mitnehmen und verbrennen müssen.«

Servas beugte sich vor. »Ich sagte dir schon, daß sie nicht mehr da waren. Reicht das?«

Der Wirt hob beide Hände. »Ja, es reicht. Ich sage den anderen dann Bescheid.«

»Tu das!« Servas legte ein Geldstück auf den Tisch, nickte dem Mann noch einmal zu und verließ die Gaststätte grußlos.

Im Stall holte er sein Pferd. Es war inzwischen trocken gerieben worden.

»Wollt Ihr schon reiten, Herr?«

Servas nickte nur, schwang sich in den Sattel und verließ den Ort.

Sollten die Leute doch sehen, wie sie mit ihren Problemen fertig wurden. Ihn kümmerte das nicht mehr…

***

Ich schob einen Einkaufswagen vor mir her, schaute in die gefüllten Regale, sah alles, was dort stand, und sah eigentlich nichts. Die Vielfalt war einfach zu groß. Ich konnte mich nicht entscheiden, was ich in den Wagen packen sollte.

Dabei mußte ich unbedingt meinen Kühlschrank nachfüllen, und auch Glenda Perkins, meine Sekretärin, besaß das gleiche Problem.

Nach Feierabend waren wir in den Supermarkt gegangen, um einzukaufen. Einige Dosengerichte standen bereits im Einkaufswagen, auch Saft und eine Flasche Whisky. Am Obststand konnte ich mich auch nicht entscheiden. Die Frauen um mich herum lächelten verständnisvoll oder schadenfroh, als sie mich sahen.

Bis eine Hand in meinem Blickfeld erschien, die etwas zwischen den Fingern hielt. Es war ein mit Mandarinen gefülltes Obstnetz.

»Vitamine sind um diese Jahreszeit besonders wichtig«, hörte ich Glendas Kommentar.

Ich drehte den Kopf. »Ja, danke.«

»Hast du alles, John?«

»Nein.«

»Aber wir sind schon eine halbe Stunde hier.«

Ich hob die Schultern. »Sicher, ich irre hier umher, mehr aber auch nicht.« Mein Blick fiel auf Glendas Korb, der hochgefüllt war.

»Meine Güte, willst du den Laden leerkaufen?«

»Nein, ich brauchte Nachschub.«

»Ja, ich auch.«

»Was denn?«

»Wenn ich das nur wüßte.« Nachdenklich massierte ich mein Kinn.

Glenda aber, die einen dunkelgrünen Wintermantel trug, nahm die Sache in die Hand. Besser gesagt, mich beim Arm. »Wir beide werden

jetzt gemeinsam durch den Laden gehen und nachschauen, was noch so alles in den Korb hineinpaßt.«

»Danke«, sagte ich.

»Wofür?«

»Dafür, daß du mir hilfst, mich zu emanzipieren. Spätestens in einem halben Jahr schaffe ich es allein.«

»Rede doch keinen Unsinn, John!«

Glenda sorgte dafür, daß sich auch mein Korb füllte. Dann fragte sie noch. »Wie sieht es denn mit Hygiene-Artikeln aus?«

»Toilettenpapier?«

»Unter anderem.« Sie bekam einen roten Kopf, weil ich doch sehr laut gesprochen hatte.

»Das könnte ich brauchen.«

»Dann pack dir zwei Pakete ein.«

Wir legten sie obenauf und marschierten in Richtung Kasse. Natürlich hatten wir uns wieder den falschen Zeitpunkt ausgesucht, um einzukaufen. Aber was bleibt einem Berufstätigen auch anderes übrig? So stellten wir uns in die Schlange der Wartenden an der Kasse.

Glenda lächelte mich an. »Ich freue mich, daß du es überstanden hast.«

»Was?«

»Die Sache mit dem Auge.«

»Hör auf, Mädchen. Erinnere mich nicht daran. Das ist schlimm genug gewesen. Fast wären wir dort geblieben, aber Atlantis wollte uns wohl nicht haben.«

»Dein Leben verdankst du Jane!«[1]

»So ist es.«

Glenda hatte recht. Wäre Jane Collins nicht gewesen, hätte es Sarah Goldwyn und mich in dieser Welt wohl nicht mehr gegeben.

Dank ihrer noch schlummernden Hexenkräfte war es ihr gelungen, eine Magie aufzubauen, die es uns ermöglichte, wieder in die normale Zeit, die Gegenwart, zurückzukehren.

Allmählich schoben wir uns vor. Ich hatte Glenda den Vortritt gelassen und stützte mich auf den vorstehenden Bügel des Einkaufswagens. »Was hast du heute abend vor?«

Sie lachte etwas abfällig. »Putzen. Ich muß meine Wohnung mal wieder wischen.«

»Viel Spaß dabei.«

»Danke. Und du?«

»Keine Ahnung. Vielleicht schaue ich mal auf die Mattscheibe. Da sollen einige gute Filme laufen.«

»Sonst liegt nichts an?«

Ich schüttelte den Kopf. »Zum Glück nicht.«

Unsere Unterhaltung verstummte, weil Glenda ihre Waren auspackte

und auf das Transportband legte.

Die Kassiererin tippte ein. Sie tat es mit unbewegtem Gesicht. Ein Job, der verdammt hart war und streßte. Zudem mußte er mit großer Konzentration durchgeführt werden.

Die Frau hinter der Kasse wirkte übermüdet. Ihr Make-up war verschmiert. Wenn jemand ein freundliches Wort zu ihr sagte, so wie ich, zuckte ein Lächeln um ihre Mundwinkel.

Ich bekam auch zwei Tüten und konnte die Dinge darin verstauen. Zum Supermarkt gehörte ein großer Parkplatz. Glenda und ich hatten unsere Wagen dicht nebeneinander abstellen können. Der nasse Asphalt des Platzes glänzte.

Über die Insel waren in den letzten Tagen starke Stürme hinweggefegt, die einige Menschenleben gekostet hatten. Hinzu kam eine warme Luft, die viele Menschen krank machte. Auch ich fühlte mich nicht gerade bestens. Am Morgen war ich mit einem Druck auf den Ohren erwacht. Im Laufe des Tages war er verschwunden.

Zugleich schlugen wir die Kofferraumdeckel zu. »Tja«, sagte Glenda. »Dann wünsche ich dir noch einen schönen Abend.«

»Ebenfalls.«

Sie hauchte mir einen Kuß auf die Wange. »Bis morgen dann, alter Geisterjäger.«

»Das *alt* will ich überhört haben.«

Sie lachte nur und rangierte den Wagen aus der schmalen Lücke.

Ich stieg in meinen Dienstrover, wartete, bis Glenda verschwunden war, und machte mich ebenfalls auf den Weg.

Da ich es nicht eilig und keinen Termin vor der Nase hatte, störte mich der dichte Verkehr auch weniger. Des öfteren wurde ich aufgehalten, erlebte schimpfende Autofahrer und lehnte mich entspannt im Sitz zurück, um der Musik aus dem Autoradio zu lauschen.

In der Luft hing ein leichter Nebel, mehr ein dünner Dunst, der durch die Straßen kroch. Ich konnte noch normal sehen, nur die Heckleuchten der vor mir fahrenden Fahrzeuge wirkten etwas verschwommen.

Gegen neunzehn Uhr kam ich bei mir zu Hause an und rollte über die Einfahrt der Tiefgarage entgegen. Mit Hilfe einer Codekarte öffnete ich das Gitter.

Die Einfahrt schluckte den Rover wie ein großes Maul. Ich hatte meinen Stammparkplatz, stellte den Wagen dort ab und holte die Tüten aus dem Kofferraum.

Mit dem Fahrstuhl ließ ich mich hochschießen, zusammen mit zwei weiteren Mitbewohnern, die noch über mir wohnten. Mit einem Gruß auf den Lippen verließ ich die Kabine und dachte daran, daß Suko noch nicht in seiner Wohnung war.

In der letzten Zeit verbrachte er die Abende oft außerhalb. Er befand sich noch immer auf der Suche nach Shao.

Der Gang war leer, bis auf eine schmale Gestalt, und die hockte ausgerechnet neben meiner Wohnungstür.

Überrascht blieb ich stehen und schaute von oben herab auf das etwa neun- oder zehnjährige Mädchen mit den blonden, kurzen Haaren, der Stupsnase und dem etwas breiten Mund, der dem Gesicht etwas von dem einer Pippi Langstrumpf gab.

Das Kind trug einen roten Anorak und blaue Jeans.

Ich nickte der Kleinen zu. »Wartest du auf mich, Kind?«

»Wenn Sie John Sinclair sind.«

»Das bin ich.« Ich spielte mit dem Wohnungsschlüssel. Die beiden Taschen hatte ich in die linke Hand genommen. »Und worum geht es?«

Sie stand auf. »Können wir das nicht drinnen besprechen?« fragte sie wie eine Erwachsene.

»Meinetwegen.« Ich schloß die Tür auf, ließ sie aber noch zu. »Hat dich jemand geschickt?«

»Ja und nein.«

Ich lächelte, während meine Gedanken gleichzeitig Purzelbäume schlugen. In meinem Job mußte ich einfach mit allem rechnen.

Meine Feinde griffen oft zu den perfidesten Tricks, um die Chance zu erhalten, mich aus dem Weg zu räumen. Da bedienten sie sich auch der Kinder. So harmlos das Mädchen wirkte, hinter ihrem netten Gesicht konnte sich durchaus etwas Schlimmes verbergen.

»Wollen Sie mich nicht hineinlassen?« fragte sie. »Oder haben Sie Angst vor mir?«

»Muß ich das denn?«

»Weiß nicht.«

»Bitte, wenn du willst.« Ich öffnete die Tür und ließ meinem jungen Gast den Vortritt.

Die Kleine war gut erzogen. Bevor sie die Wohnung betrat, wischte sie die Sohlen ab, blieb dann in der Diele stehen und schaute sich um. Da die Tür zum Wohnraum nicht verschlossen war, konnte sie auch dort hineinsehen.

»Gefällt es dir?« fragte ich, die Tüten abstellend.

»Es ist recht nett.«

»Danke.« Ich ging in die Küche und räumte verderbliche Ware in den Kühlschrank. Das Mädchen war mir gefolgt und schaute mir bei der Arbeit zu.

»Kann ich etwas zu trinken haben?«

»Was denn?«

»Saft!«

»Gern.« Ich öffnete eine Flasche und holte zwei Gläser aus dem

Schrank, das zweite war für mich. Zusätzlich nahm ich noch die neue Whiskyflasche mit. Ein kleiner Schluck zum Feierabend tat immer gut, der entspannte.

»Wie heißt du eigentlich?« fragte ich meinen Gast.

»Julie.«

»Und wie weiter?«

Sie hob ihre schmalen Schultern. Den Anorak hatte sie ausgezogen. Jetzt trug sie nur die Hose und den blauen Winterpullover.

»Nur Julie, Mr. Sinclair.«

»Tja, meinetwegen.« Die Kleine wußte genau, was sie wollte. Das hatte ich mittlerweile feststellen können. »Wollen wir nicht in den Wohnraum gehen?«

»Warum nicht?«

Sie kannte den Weg mittlerweile und schritt vor mir her. Mir blieb eigentlich ein Kopfschütteln, wobei ich allerdings hoffte, daß mir Julie den Grund ihres Besuchs bald nennen würde.

Wir saßen uns gegenüber. Julie schlug die Beine zusammen wie eine Erwachsene. Sie nahm das Glas, trank einen Schluck, stellte es wieder ab und lächelte mich an.

»So«, sagte ich und war tatsächlich etwas verlegen. »Weshalb bist du gekommen.«

»Ich muß mit Ihnen sprechen.«

»Das kannst du jetzt.« Ich nickte ihr zu. »Du bist also Julie, wenn ich mich recht erinnere.«

»Das bin ich.«

»Und wie alt bist du?«

Sie hob wieder die Schultern, gab sich völlig normal. Ihre Antwort aber riß mich fast aus dem Sessel.

»Ungefähr dreihundert Jahre!«

***

Ich hatte nach dem Whiskyglas fassen wollen, hielt es auch schon fest, hob es allerdings nicht an, sondern schaute über den Tisch hinweg und das Glas festhaltend in das Gesicht des Mädchens. Aus den blauen Augen strahlte sie mich an.

»Was hast du gesagt?« fragte ich leise. »Könntest du das wiederholen? Ich glaube, ich habe mich getäuscht.«

»Nein, ich bin dreihundert Jahre alt.«

Diesmal trank ich einen Schluck und drückte meinen Rücken gegen die Lehne. Dabei nickte ich. »Dreihundert Jahre also. Nun ja, dafür siehst du noch gut aus.«

»Klar.«

»Wie kommt es, daß du so alt bist?«

Julie lächelte. »Ich wurde wiedergeboren. Mehrmals, verstehen Sie?«

»Natürlich.«
»Das ist das ganze Geheimnis.«
Selbstverständlich kannte ich die Reinkarnation. Bei mir war das gleiche passiert. Auch ich hatte schon mehrmals gelebt. Unter anderem als Hector de Valois, einem großen Templerführer. Ihm war ich auf einer Zeitreise sogar schon begegnet.
Und nun saß ein Kind vor mir, das behauptete, dreihundert Jahre alt und wiedergeboren zu sein.
»Das packen Sie nicht, wie?«
»Nur schwerlich.«
»Kann ich mir vorstellen, aber es ist wirklich so. Ich habe es gespürt. Innerlich.«
»Kannst du dich denn an das andere Leben erinnern, Julie?«
»Hin und wieder.«
»Was warst du denn?«
Sie rieb mit einer Handfläche über den Stoff der Jeans. Ein Lächeln verklärte plötzlich ihr Gesicht. »Einmal war es einfach wunderbar. Da bin ich eine Prinzessin gewesen und lebte am Hofe eines Grafen. Ich wurde genau zehn Jahre alt.«
»Weshalb nicht älter?«
»Ich ertrank in einem Fluß. Es war Winter, und er war zugefroren. An einer Stelle, das Eis war dort zu dünn, brach ich ein… Ich bin nie älter als zehn Jahre geworden!«
»Das ist ungewöhnlich.«
»Ich weiß, Sir.«
»Und jetzt bist du wie alt? Sag nicht dreihundert Jahre. Ich meine, nach der normalen Rechnung.«
»Auch zehn.«
Mein Blick wurde starr. »Das hieße also, daß du irgendwann in diesem Jahr sterben würdest.«
»So ist es, Sir.«
»Und weshalb bist du dann zu mir gekommen, Julie?«
»Weil Sie mir helfen können.«
»Ich? Soll ich dich beschützen? Soll ich den Leibwächter für dich spielen?«
»So ungefähr.«
»Wie schön, Julie. Weißt du was? Ich werde dich jetzt nehmen und zu deinen Eltern bringen…«
»Nein, das geht nicht.«
»Weshalb nicht?«
»Weil sie nicht mehr leben. Sie sind verunglückt. Erschlagen worden, als ein Blitz in einen Baum fuhr und ihn spaltete. Das war draußen bei uns im Dorf.«
»Ach, du wohnst nicht in London?«

»Ich komme aus dem Dartmoor Forrest.«
»So weit? Das ist fast in Cornwall.«
»Ja, Sir.« Sie trank einen Schluck Saft. »Südwestlich von Exeter. Es war ein langer Weg.«
»Das kann ich mir vorstellen. Wie bist du gefahren? Mit dem Zug?«
»Auch, Sir, aber meistens mit dem Bus. Das ist billiger.«
»Dann bist du einfach verschwunden?« Ich schüttelte den Kopf, weil ich noch immer nicht glauben konnte, was mir diese kleine, blonde Person da berichtete.
»Man wird mich kaum vermissen. Ich bin oft weg.«
»Wo wohnst du denn?«
»Bei meinen Großeltern. Sie sollen sich um mich kümmern. Aber sie sind alt.«
»Was genau willst du bei mir?« fragte ich sie und schaute sie an.
»Ich möchte Sie bitten, Mr. Sinclair, mir zu helfen.«
»Gern und wobei?«
»Daß ich älter werde als zehn Jahre«, erklärte sie mir mit einer nahezu frappierenden Offenheit.
Ich schloß die Augen und dachte: Großer Lord, laß das alles nicht wahr sein. Laß es mich nur träumen oder laß mich irren. Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich in Julies Gesicht, das einen traurigen Ausdruck bekommen hatte.
»Bist du jetzt sauer?« fragte sie.
»Nein, Kind. Nur etwas überrascht.«
»Das kann ich verstehen.«
»Ich überlege die ganze Zeit über, ob du mir nicht einen Bären aufgebunden hast.«
Julie legte eine Hand auf die Brust.
»Niemals würde ich so etwas tun, Sir. Nein, mir ist es ernst.«
»Das kann ja sein. Mich würde nur interessieren, woher du meinen Namen kennst und weißt, wer ich bin?«
»Oh, Sie sind ein berühmter Mann.«
»Danke für die Blumen, aber das möchte ich nicht so unterschreiben. Mich kennen die meisten Menschen nicht.«
»Aber ich«, erklärte sie mir mit entwaffnender Offenheit. »Ich weiß genau, wer Sie sind.«
Ich hob beide Hände an und winkte ab. »Okay, Julie, belassen wir es dabei. Du weißt also, wer ich bin. Schön und gut. Ich soll dir helfen, zu überleben.«
»Stimmt.« Julie hüpfte hin und her. Sie wirkte wie ein Kind, das so fröhlich war, weil es gerade Ferien bekommen hatte.
»Wie kann ich dir helfen?«.
»Das mußt du wissen. Wir müssen zunächst einmal zu mir fahren. Am besten sofort oder morgen früh.«

»Einfach so?«

»Ist doch nicht schlimm. Ich habe unterwegs keinen Schnee gesehen. Wir werden gut durchkommen.«

»Das glaube ich allerdings auch. Und wo sollen wir genau hinfahren?«

»Nach Buckland in the Moor.«

»Heißt so der Ort, in dem du wohnst?«

»Ja, Sir. Sie werden ihn bestimmt nicht kennen. Die wenigsten Menschen kennen ihn. Freiwillig zieht man da auch nicht hin, sagte mein Großvater immer.«

»Er ist bestimmt ein weiser Mann.«

»Manchmal, Sir.«

Ich räusperte mich. »Gesetzt den Fall, ich gehe auf deinen Vorschlag ein und fahre mit dir nach Buckland in the Moor. Was passiert dann?«

Sie ließ sich etwas Zeit mit der Antwort und legte ihre schmale Stirn in Falten. »Dann wird es allerdings schwierig. Sie müßten dort versuchen, mich zu retten.«

»Wie denn?«

»Es gibt ein Geheimnis in Buckland, sagt man. Es hängt mit mir zusammen. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Oder willst du nicht mehr sagen?«

Sie schaute mich entwaffnend offen an. »Vielleicht. Aber Sie sollten kommen, Sir. Bei uns geschehen die seltsamsten Dinge, die sich keiner erklären kann. Ich habe noch Glück gehabt.«

»Inwiefern?«

»Ich bin zur rechten Zeit verschwunden. Da gab es einige Leute, die wollten mich töten.«

»Grundlos?«

»Weiß nicht.«

Allmählich wurde mir Julie zwar nicht unheimlich, aber ich kam mit ihr nicht klar. »Du scheinst mir tatsächlich etwas Besonderes zu sein.«

Sie nickte eifrig. »Das habe ich schon öfter gehört. Meine Großeltern haben davon gesprochen. Manchmal habe ich das Gefühl, als wären es nicht meine richtigen.«

»Das wollen wir mal dahingestellt sein lassen. Mich interessiert, weshalb man dich töten wollte.«

»Man gab mir die Schuld an einigen Vorfällen. Da sind Menschen gestorben, die noch gesund waren. Es gab Brände, und es spukte auch im Dorf.«

»Und das alles sollst du zu verantworten haben?«

»So sagt man.«

»Wie kommen die Leute darauf?«

»Das mußt du sie selbst fragen.«

Ich hatte das Gefühl bekommen, von Julie eingewickelt zu werden.

Die Kleine war schlau. Sie verschwieg mir mindestens die Hälfte ihres Wissens, wenn nicht noch mehr. Julie sagte nur, was sie sagen wollte, und sie hatte es geschafft, mich neugierig zu machen.

Zu neunzig Prozent spielte ich bereits mit dem Gedanken, mit ihr in das einsame Dorf in Cornwall zu fahren.

Sie schien auch die Gedanken anderer lesen zu können, denn sie fragte mich: »Na, wann fahren wir los?«

»Wenn überhaupt, dann morgen früh.«

»Ist mir recht, Sir.«

»Du warst lange unterwegs, nicht?«

»Ja.«

»Dann hast du Hunger?«

Sie schaute mich an und lächelte. »Und wie ich Hunger habe, Sir. Ich könnte drei Portionen auf einmal essen.«

»Darf ich dich zum Essen einladen?«

»Wo? Hier?«

»Nein.« Ich winkte mit beiden Händen ab. »Um Himmels willen, meine Kochkünste sind sehr begrenzt. Wir machen uns auf den Weg und gehen in ein kleines Lokal in der Nähe.«

»Was kann man denn dort essen?«

»Pizza?«

Sie klatschte in die Hände. »Klasse, Sir, das esse ich für mein Leben gern.«

Ich zwinkerte ihr zu. »Das Sir laß mal bleiben, Mädchen. Sag einfach John zu mir.«

»Ist gut, Si… John.«

Ich holte meine Lederjacke. Julie folgte mir in den schmalen Flur, wo sich auch die Garderobe befand. Während sie den Anorak überstreifte, sagte sie: »Wir müssen sehr früh fahren, der Weg ist ziemlich weit.«

»Ja, ich kenne ihn. Hast du dich eigentlich nicht gefürchtet, so allein die weite Reise zu unternehmen?«

»Nein. Warum?«

»Du bist schließlich nicht erwachsen.«

Sie hob die Schultern. »Ich will nur nicht sterben, weißt du? Ansonsten ist mir alles egal.« Sie öffnete die Wohnungstür. »Viel Angst habe ich eigentlich nicht, obwohl…«

»Was ist?«

»Nein, John, ich habe es vergessen.«

Das glaubte ich ihr nicht. Julie war ein Mädchen, das von einem Geheimnis umgeben wurde. Sie wußte mehr, als sie zugab, und sie setzte ihre Fragen und Antworten sehr geschickt ein. Mich hatte sie neugierig gemacht, sie selbst allerdings hatte kaum etwas von sich preisgegeben, nur eben ihren Namen und den Wohnort.

»Bist du fertig?« Sie stand schon im Gang, hatte den Kopf schräg

gelegt und schaute mich kokett lächelnd an.

»Ja, natürlich.« Ich schloß die Tür ab.

»Habe ich einen Hunger«, sagte Julie, als wir auf die Lifttür zuschritten. »Ich esse bestimmt mehr als eine Pizza.«

»Meinen Segen hast du.«

»Und was wählst du?«

Wir betraten die Kabine. »Das weiß ich noch nicht. Vielleicht nur einen Salat.«

»Das ist wenig.«

»Ich bin nicht so hungrig.«

Innerlich schüttelte ich den Kopf. Wenn mir vor zwei Stunden jemand gesagt hätte, daß ich mit einem zehnjährigen Mädchen an diesem Abend zum Essen gehen würde, den hätte ich kurzerhand ausgelacht. Doch es war nun mal so, und ich fragte mich auch gespannt, wie es weitergehen würde.

Julie war für Überraschungen immer gut. Das merkte ich, als der Lift stoppte und wir ihn verließen, um in die große Halle zu treten.

»Weißt du eigentlich, John, daß ich etwas Besonderes bin?«

Ich nickte heftig. »Das habe ich mittlerweile feststellen können.«

»So meine ich das nicht. Ich habe nämlich etwas ganz Besonderes.«

»So?«

»Das Zweite Gesicht.«

Ich blieb stehen und schaute auf Julie herab, die mich ebenfalls ansah. »Das Zweite Gesicht?« wiederholte ich.

»Ja. Man hat es gesagt.«

»Wer?«

»Meine Großeltern und die anderen im Dorf. Deshalb haben sie auch Angst vor mir und wollten mich umbringen. Ich bin ihnen nicht geheuer, verstehst du?«

»Ja, mir übrigens auch nicht.«

Sie erschrak. »Aber du willst mich doch nicht umbringen, John?«

Ich lachte so laut, daß es schallte. »Nein, das hatte ich nun wirklich nicht vor.«

»Du mußt mich auch beschützen, wenn wir in Buckland in the Moor sind.«

»Ich gebe auf dich acht, wie auf meinen Augapfel.«

»Danke.«

»Haben Sie eine Tochter bekommen, Mr. Sinclair?« rief der Portier aus seiner Loge.

»Nur vorübergehend.«

»Dann viel Spaß.«

»Danke.« Ich fragte Julie: »Hat er dich nicht gesehen, als du in das Haus kamst?«

»Nein, er schaute gerade weg.«

»Ach so.«

Wir standen draußen im Licht der hellen Eingangsleuchte. Um diese Zeit herrschte noch viel Betrieb. Eine Menge Menschen kehrte erst jetzt von der täglichen Arbeit zurück. Allmählich füllte sich auch das große Wohnhaus.

Die Pizzeria, an die ich gedacht hatte, lag nicht weit entfernt. Fußweg ungefähr zehn Minuten. Julie fühlte sich jetzt besser. Sie hielt sich an meiner rechten Hand fest und hüpfte während des Gehens auf und ab. Dabei freute sich das Mädchen wie ein Kleinkind.

Das bunte Licht der Außenreklame fiel auf den Gehsteig und auch über die Dächer der am Straßenrand parkenden Fahrzeuge.

Der Wind wehte uns den Geruch von Essen aus einem Abzugsloch entgegen. Da ich hier schon des öfteren gegessen hatte, kannte ich auch den Besitzer. Er hieß Mauro, war noch jünger und stand in der Tür, als wir ankamen. Sein Gesicht hellte sich auf, der dunkle Oberlippenbart begann zu zittern. »Ha, sieht man Sie auch wieder, Mr. Sinclair. Und mit einem netten Besuch.«

»Ja. Das ist meine Nichte«, sagte ich schnell. »Haben Sie noch zwei freie Plätze für uns?«

»So viele, wie Sie wollen, Mr. Sinclair. Sie sind heute abend die ersten Gäste.«

»Hoffentlich nicht auch die letzten.«

»Das glaube ich nicht.«

Wir setzten uns an einen kleinen Tisch, von dem aus wir die Tür und auch die zur Hälfte aus Glas bestehende Theke überblicken konnten. Mauro kam mit einem Grappa und einem Glas Saft. »Die ersten Drinks sind für Sie gratis.«

»Herzlichen Dank.«

»Bitte sehr.« Er zog sich zurück, nicht ohne die Speisekarten hinterlassen zu haben.

Julie schlug ihre sofort auf und schaute auf der Seite nach, wo die Pizzen aufgeführt waren. Während sie las, hatte sie glänzende Augen bekommen. »Was darf ich denn essen?« fragte sie.

»Was du willst.«

»Auch ein Schnitzel?«

»Klar.«

»Dann nehme ich es.«

»Gut.« Ich hatte mich schon entschieden und winkte Mauro herbei.

»Schon gewählt?« fragte er.

»Ja, meine kleine Nichte ist sehr hungrig. Sie nimmt Piccata Milanese.«

Mauros Augen glänzten. »Sehr gut ausgesucht. Das Mädchen weiß, was bei uns schmeckt.«

Ich hob die Schultern. »Die Kinder sind heute eben anders als wir

früher.«
»Zum Glück.«
Ich hatte mich auch entschieden, bestellte eine Minestrone und anschließend Melone mit Parmaschinken.
»Darf ich auch noch eine Suppe haben, John?«
»Sicher. Wenn du alles schaffst.«
»Und wie.«
»Zwei Suppen also«, sagte Mauro. »Und was ist mit den Getränken?«
»Ich habe ja noch«, sagte Julie.
»Mir bringen Sie ein Wasser.«
Mauro zeigte ein enttäuschtes Gesicht. »Keinen Wein, Mr. Sinclair. Wir haben herrlichen Landwein, der wird Ihnen schmecken. Und gar nicht mal teuer.«
Ich nickte. »Überredet.«
»Danke.«
»Ha«, sagte das Mädchen, als Mauro in der Küche verschwunden war. »Ich hätte nicht gedacht, daß der Abend so toll werden würde. Weißt du, John, du bist ein netter Mensch.« Sie legte mir ihre Hand auf die Schulter und strahlte mich an.
Ich wurde etwas verlegen. »Nun ja… ahm … dann gefällt es dir also hier?«
»Toll ist es.«
Mauro und seine Frau hatten sich bei der Einrichtung wirklich Mühe gegeben. Sie war auch originell, denn die weißen Tische und Stühle standen auf einem pechschwarz gestrichenen Fußboden, der leicht glänzte. Die Beleuchtung war ebenfalls gut. Man brauchte sein Geld nicht erst zu suchen.
Im Laufe der Zeit trafen mehrere Gäste ein. Zumeist junge Leute, die Pizza bestellten und sie auch mit nach Hause nahmen. In der Küche arbeitete Mauros Frau, das wußte ich. Sie war eine kleine, quirlige Person mit dem Temperament einer Neapolitanerin.
Unsere Suppe wurde serviert. »Vorsicht, die Herrschaften. Sie ist sehr heiß. Meine Gina hat sie frisch zubereitet. Nur bestes Gemüse, nichts aus der Dose.«
»Danke.«
Julie konnte ich nicht einmal einen guten Appetit wünschen. Sie sah die Suppe und aß sie mit einem wahren Heißhunger, wobei sie auch das dazugelegte Weißbrot nicht vergaß. Es war leicht angeröstet und mit Knoblauchbutter bestrich worden.
Es schmeckte dem Mädchen hervorragend. Mein Appetit kam ebenfalls beim Essen, so daß ich froh war, noch den Schinken mit der Melone bestellt zu haben.
Mauro freute sich, daß es uns schmeckte. Mein Kompliment wollte er an Gina weitergeben.

Zuerst kam Julies Schnitzel. Es waren ja zwei. Sie lagen auf einem hellen Nudelberg und waren von einer Tomatensoße umgeben.

Mauro servierte geschickt. Da bekam man beim Zusehen schon Hunger.

»Iß ruhig weiter«, sagte ich, weil ich sah, daß Julie zögerte. »Ich bin gleich an der Reihe.«

Auch mein Gericht wurde gebracht. Der hauchdünn geschnittene Parmaschinken leuchtete mir hellrot und weiß entgegen. »Meine Schwiegermutter hat ihn geschickt«, erklärte Mauro. »Er ist hervorragend.«

Das waren auch die Melonen. Ich schmeckte ihre Frische. Julie und ich waren beide zufrieden, bis zu dem Augenblick, wo die beiden Männer das Lokal betraten.

Ich hatte nicht auf sie geachtet und sah sie eigentlich erst, als sie an der Theke standen, weil sie die einzigen Gäste dort waren und sich ziemlich schweigsam verhielten.

Mauro war in der Küche gewesen. Als er sie verließ und die dunkelhaarigen Gäste erblickte, blieb er stehen, als wäre er irgendwo vorgelaufen. Dieses abrupte Stoppen war nicht normal.

Ich ließ mein Besteck sinken und konzentrierte mich auf die Szene an der Theke. Natürlich wußte ich von der Mafia, die, aus Italien gesteuert, sich an Landsleute mit Geschäften heranmachte und Schutzgeld erpressen wollte.

»John…« Julies Stimme riß mich aus meinen Gedanken.

»Was ist denn?«

»Es wird bestimmt bald Ärger geben«, sagte sie. »Wir werden Mauro helfen müssen oder ich…«

»Du?«

Sie nickte.

Ich schaute sie mir genauer an. Mein Blick glitt über ihr Gesicht und blieb an den Augen haften. Sie hatten sich verändert. Zumindest ihr Blick. Es war nicht mehr der eines jungen Mädchens. Er hatte sich stark verändert. Julie schaute wie eine Erwachsene. Man konnte vor der Kälte in den Augen erschrecken.

Hatte sie nicht gesagt, sie besäße das Zweite Gesicht? Möglicherweise stand die Veränderung des Augenausdrucks damit in einem unmittelbaren Zusammenhang.

Meine Hand bewegte sich über den Tisch. Ich faßte nach Julies Fingern. »Mädchen, was ist mit dir? Was spürst du?«

»Die Männer da vorn haben etwas Böses vor. Ich merke es genau. Sie sind gekommen, um zu zerstören. Sie werden Mauro und seiner Frau keine Chance lassen.«

Ich nickte. »Aber was willst du…?«

»Mir hat das Essen sehr gut geschmeckt.« Sie sagte den Satz völlig

aus dem Zusammenhang. »Dafür werde ich mich auf meine Art und Weise bedanken.«

Einer der Typen löste sich von seinem Platz. Er schien auch Italiener zu sein, jedenfalls sah er südländisch aus. Unter dem Leder seiner Jacke zeichneten sich deutlich die großen Muskelpakete ab.

Außer uns befanden sich noch zwei andere Paare im Lokal. Der Mann ging auf die beiden zu. Sie saßen an einem Tisch. Er beugte sich zu ihnen herab und flüsterte einige Worte.

Die vier standen auf und gingen, ohne die Rechnung beglichen zu haben. Ihr Essen ließen sie stehen.

Ich hatte derweil zu Mauro geschaut. Der junge Italiener stand hinter der Theke und sah so bleich aus, als wäre sein Gesicht frisch gekalkt worden. Die Angst hielt ihn fest.

Beobachtet wurde er von dem zweiten Ankömmling. Er war schmaler als der Lederjackenträger und besaß ein Raubvogelprofil, das ich von meinem Platz aus gut erkennen konnte.

Jetzt trat Lederjacke an unseren Tisch. Sein Gesicht zeigte einige Narben. Er schien die Pubertät nicht gut überstanden zu haben. Mit einem Mann und einem Kind hatte er leichtes Spiel, wie er glaubte.

Zwischen uns blieb er stehen und nickte. »Euer Essen braucht ihr nicht zu bezahlen. Ihr könnt aufstehen und verschwinden.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wir möchten gern aufessen und zahlen. So ist es reell.«

Durch die Nase holte er schnaufend Luft. »Soll das Kind zusehen, wie ich dafür sorge, daß man seinen Vater in einem Eimer wegtragen kann?«

»Reißen Sie sich zusammen«, sagte ich.

»Haut ab!«

Ich wollte etwas sagen, aber Julie kam mir zuvor und stahl mir sogar die Schau. Ich glaubte noch, es in ihren Augen blinken zu sehen, da setzte sie bereits ihre ungewöhnliche Kraft ein.

Plötzlich machte sich die Gabel selbständig. Sie stieg senkrecht hoch, bis sie die Halshöhe unseres Freundes erreicht hatte. Dann stieß sie nach vorn.

Der Dicke schrie auf.

Plötzlich steckte die Gabel in seinem Hals. Allerdings nicht tief.

Nur so, daß sie gerade noch Halt bekam und mit ihrem Stiel leicht auf- und abwippte.

Es war ein Bild, wie ich es mir niemals hätte träumen lassen. Der Mann stand auf der Stelle. Er röchelte. An den Zinken hatte noch Tomatensoße geklebt. Jetzt rann sie dick wie Blut am Hals entlang nach unten.

Sekunden waren vergangen. Der Dicke atmete keuchend. Er hatte einen Schock bekommen, mit einer solchen Reaktion war nicht zu

rechnen gewesen.
»Du kannst sie rausziehen«, sagte Julie. »Es tut nicht sehr doll weh. Ich habe darauf geachtet.«
Ich wußte nicht, wohin ich zuerst schauen sollte. Zu Julie oder diesem Gangster, entschied mich dann für ihn und bekam mit, wie er seinen Arm anhob und mit zitternden Fingern nach dem Gabelstiel faßte. Mit einem Ruck zog er die Gabel aus dem Hals.
Erst jetzt rann etwas Blut nach und vermischte sich mit dem Rot der Tomatensoße.
Wütend schleuderte der Kerl die Gabel zu Boden und trat darauf.
Vielleicht war dies das Zeichen für seinen Kumpan gewesen, der bisher den Platz an der Theke nicht verlassen hatte. Jetzt aber setzte er sich in Bewegung. Und er hielt einen Revolver in der Hand, dessen aufgesetzte Schalldämpfer den Lauf um einiges verlängerte.
»Ab jetzt spielt hier die Musik!« erklärte er…

***

Keiner rührte sich.
Julie saß unbeweglich auf ihrem Platz, Mauro wagte kaum zu atmen, und auch ich tat nichts. Ich hatte meine Hände flach auf dem Tisch liegen und behielt den Mann mit dem Raubvogelprofil im Auge.
Julie lächelte plötzlich. »John«, sagte sie. »Was will der Kerl denn von uns?«
»Sei ruhig, Kind.«
Sie drehte sich gelassen um, schaute auf die Waffe und lachte.
»Das ist doch nur eine Pistole oder so…«
»Und bestimmt nicht mit Kuchenstücken geladen«, erklärte das Geiergesicht. Er blieb stehen und wandte sich an seinen Kumpan.
»Was war hier los?«
Der Dicke hatte eine Hand gegen den Hals gepreßt. Er atmete mühsam. »Verdammt, ich weiß es auch nicht. Plötzlich steckte die Gabel in meinem Hals.«
»Hat er das gemacht?«
»Ich glaube!«
»Steh auf, du Schwein!« fuhr mich das Raubvogelgesicht an. »Los, hoch mit dir!«
»Bitte«, sagte ich. »Denken Sie daran, daß hier ein Kind am Tisch sitzt. Es soll nicht zu enttäuscht von den Erwachsenen sein.«
»Halt dein Maul, verflucht!«
»Ich war es. Ich war das mit der Gabel!« erklärte Julie mit fröhlich klingender Stimme.
Damit überraschte sie die beiden Gangster und auch Mauro hinter der Theke, der etwas vortrat.
Raubvogelgesicht schaute seinen Kumpan an. »Stimmt das?«

Der Typ war überfragt. »Ich weiß nicht. Es… es ging einfach zu schnell. Plötzlich steckte die Gabel in meinem Hals.«

Der Kerl mit der schallgedämpften Waffe nickte. »Wie dem auch sei«, sagte er und schaute mich dabei an. »Dich jedenfalls werde ich fertigmachen.« Er streckte den Arm vor und wollte mir die Mündung des Schalldämpfers gegen die Stirn drücken, als sich Julie einmischte.

»Laß das lieber sein!«

Raubvogelgesicht zeigte sich irritiert. »He, du mischst dich hier ein, du Göre?«

»Ja. Ich war das doch mit der Gabel. Ich möchte Sie nur warnen, Mister. Ich kann noch mehr.«

»Dein Maul halten, du!«

Im nächsten Augenblick begann er zu schreien. Nicht ich hatte eingegriffen, der Arm des Mannes reagierte plötzlich unkontrolliert.

Er schnellte hart und scharf in die Höhe, als wollte der Mann mit der Waffenmündung an der Decke entlangschaben. Und in der Haltung blieb der Arm auch.

Ich konzentrierte mich auf Julie. Der Revolverheld war uninteressant geworden, das Mädchen hatte ihn außer Gefecht gesetzt.

Dabei war Julies Blick ein anderer geworden. Die Pupillen hatten die normale Farbe verloren. Jetzt wirkten sie wie eisige Seen. Auch Julies Haltung hatte sich verändert. Sie saß nicht mehr locker auf ihrem Platz. Angespannt hockte sie auf der Stuhlkante und wartete ab.

Raubvogelgesicht keuchte. Er wollte den Arm wieder herunternehmen, was ihm nicht gelang. Für uns nicht sichtbare Klammern hielten ihn fest. Sie sorgten gleichzeitig dafür, daß er ein Glied bewegen konnte. Es war der rechte Zeigefinger.

Mit dem drückte er ab. Mir hatte der Gangster die Kugeln »versprochen« gehabt, jetzt allerdings jagte er sie gegen die Decke, und er leerte die gesamte Trommel.

Danach fiel sein Arm wieder zurück, schwang nach hinten, bog sich durch, und der Kerl blieb in einer Haltung stehen, als hätte ihn jemand in den Polizeigriff genommen.

»Haut jetzt ab«, sagte Julie. »Kommt nie mehr wieder. Ich… ich hasse euch!«

Ich ließ Julie wirken, schaute sie allerdings aufmerksam und auch nachdenklich an. Daß sie kein normales Kind ihres Alters war, hatte ich längst gewußt, war allerdings überrascht worden, welch eine Kraft in ihr steckte. Sie hatte sich bei mir darüber beschwert, von Menschen gemieden zu werden. Irgendwie konnte ich die Leute verstehen. Ein Kind wie Julie mußte ihnen einfach Furcht oder Unbehagen einjagen.

Sie hatte mich gebeten, sie vor dem Tod zu retten. Was wußte Julie? Worüber war sie informiert? Befand sie sich dank ihrer Kräfte in einer Lage, hinter die Dinge schauen zu können und eine Lanze für die

Metaphysik zu brechen?

Automatisch schaute ich sie an. Sie wirkte jetzt gelassener, ihr Blick hatte etwas von der Schärfe und Konzentration verloren, doch sie ließ den Revolverhelden auch weiterhin in seiner krummen Haltung stehen.

»Wagt es nicht noch einmal!« erklärte sie zum Abschied. »Das müßte euch Warnung genug gewesen sein.«

Der Dicke tastete mit den Fingern an seinem Hals entlang. Er verzog das Gesicht und sah aus, als würde er im nächsten Moment anfangen zu weinen. Krächzend brachte er die Erklärung hervor.

»Ist gut, es ist gut. Wir gehen jetzt.«

Sie schlichen hinaus. Erst an der Tür löste Julie bei dem Pistolenmann den Bann. Er konnte den Arm wieder normal bewegen, brachte ihn auch nach vorn und legte seine Hand auf die Klinke. Dann öffnete er die Tür. Als erster verließ er das Lokal.

Mauro reagierte. Auch seine Frau war aus der Küche gekommen und hatte sich neben ihn gestellt. Sie schaute leicht entsetzt auf uns, während ihr Mann Beifall klatschte. »So etwas habe ich noch nie gesehen!« rief er. »Das war wirklich einmalig.«

Julie lächelte. »Danke.« Sie wandte sich mit ihrer nächsten Frage an mich. »Hat es auch dir gefallen, John?«

»Ich weiß nicht so recht.«

»Ich bin dir unheimlich, nicht wahr?«

Vor der Antwort zündete ich mir eine Zigarette an. »Ja, es stimmt auf irgendeine Art und Weise. Du bist mir nicht unheimlich, es sind deine Kräfte, die mich irritieren.«

»Die besitze ich nun einmal.«

»Hast du dich innerlich auch damit abgefunden? Sind sie dir vielleicht unangenehm?«

»Nein. Ich setze sie nur ein, um andere zu retten. Aber ich möchte sie auch weiter einsetzen und nicht sterben, verstehst du? Ich will nicht mehr wiedergeboren werden. Ich möchte erlöst werden, und deshalb habe ich dich gebeten, mit nach Buckland in the Moor zu kommen.«

»Wie kann ich dich erlösen?«

Sie setzte sich wieder. Direkt an der Stuhlkante blieb sie hocken und spielte mit ihren Fingern. »Wie du mich erlösen kannst?« fragte sie nach einer Weile. »Das wird nicht einfach sein, und es kommt dabei sehr auf dich an.«

»Tatsächlich?«

»So ist es. Denn du mußt bereit sein, über deinen eigenen Schatten zu springen, John.«

»Inwiefern?«

»Du mußt die töten, unter deren Bann ich stehe!«

»Hier ist ein Grappa und noch ein Saft.« Mauro kam und servierte.

Seine Frau stand auch neben ihm. Beide bedankten sich noch mal bei Julie. Ich bekam dies kaum mit, weil ich weiterhin über die letzten Worte des Mädchens nachdachte. Wenn ich über meinen eigenen Schatten springen sollte, mußte ich wahrscheinlich Grundsätze aufgeben, nach denen ich lebte. Aber ich wollte nichts vorwegnehmen.

»Hallo, Mr. Sinclair. Es ist einer der besten Grappas, die Sie bekommen können. Jeder Italiener ist stolz darauf, ihn servieren zu können. Auch ich.«

»Dann bedanke ich mich.«

Die Mauros hoben ihre Gläser an, auch Julie nahm ihr Saftglas in die Hand. »Sie werden bestimmt nicht mehr zurückkehren«, sagte sie und lächelte strahlend.

Davon war ich nicht überzeugt. Wenn es Mafiosi gewesen waren, würden sie nicht aufgeben. Es war am besten, wenn Mauro eine Anzeige erstattete, so daß die Polizei etwas in den Händen hatte. Ich sprach nach dem Schluck mit ihm darüber und bekam zur Antwort, daß er es sich überlegen wollte. Er merkte auch, daß ich mit Julie ungestört sein wollte und zog sich lächelnd zurück.

Wir schauten uns über den viereckigen Tisch hinweg an. »Du hast einen Satz gesagt, den du mir genauer erklären mußt, Mädchen. Ich soll also töten, nicht wahr?«

»Ja, du mußt mich befreien.«

»Von wem?«

»Von drei Frauen!«

»Wieso?«

»Du mußt das Hexen-Trio ausschalten. Das ist alles. Es sind drei gefährliche Hexen, die durch das Moor geistern. Sie sind wieder zurückgekehrt oder aus ihrem magischen Schlaf erwacht, weil die Zeit bald reif ist, um mich zu töten.« Julie sah in das Saftglas. »So lautet ihr Auftrag und der Fluch.«

Ich erwiderte zunächst einmal nichts und dachte nach. So also sah der Sprung über den eigenen Schatten aus. Ich sollte drei gefährliche Hexen töten, die Julie mit einem Bann belegt hatten. Mehr nicht, und doch gefiel mir dies nicht.

»Wer sind die Hexen? Wie heißen sie?«

»Es sind die Grandi-Schwestern.«

»Nie gehört.«

»Sie heißen Daniela, Verena und Sina Grandi. Sie sind so alt wie ich. Nur habe ich mehrere Leben gelebt, während sie nur dieses eine hatten und nicht richtig sterben können.«

»Weshalb nicht?«

»Es liegt in der Vergangenheit begraben. Da muß man forschen.«

»Weshalb wollen sie dich töten?«

»Ich weiß es nicht genau.«
»Nein, Julie, das glaube ich dir nicht. Sorry, ich habe eher den Eindruck, als würdest du mir nur die halbe Wahrheit sagen. Wenn ich dir helfen soll, mußt du mir schon vertrauen. Ist das zuviel verlangt?«
Sie senkte den Kopf. »Vielleicht hast du recht. Ich blicke leider nicht so durch.«
»Du bist anders als Kinder in deinem Alter!«
»Kann sein.«
»Wie lebst du?«
»Bei meinen Großeltern.«
»Und du gehst auch zur Schule?«
»Wie alle Kinder.«
»Hast du Freunde?«
»Nicht direkt.«
»Weshalb nicht?« Meine Fragen prasselten jetzt auf sie nieder. Es war wie bei einem Kreuzverhör, und ich erfuhr, daß Julie ein ziemliches Einsiedlerleben führte.
»Du leidest unter dieser Bedrohung?«
»Sehr sogar.« Sie hob den Kopf und schaute mich bittend an.
»Deshalb, John, ich möchte, daß du mit mir kommst. Ich will nicht sterben!« flüsterte sie. »Bitte – nicht noch einmal diesen Tod erleiden, um dann wiedergeboren zu werden.«
Meinte sie es ernst? Wenn ich sie so ansah, konnte ich mir nicht vorstellen, daß sie log. Tief in meinem Innern aber war ich nicht völlig überzeugt.
»Hast du dich entschieden?« fragte sie.
»Ja.«
Hoffnung drängte sich in ihren Blick. »Dann… dann wirst du mich also begleiten?«
»Ja«, sagte ich. »Du hast mich überzeugen können. Wir werden morgen früh gemeinsam nach Buckland in the Moor fahren.«
»John!« Sie sprach meinen Namen stockend aus. Röte schoß in ihr Gesicht. Jetzt wirkte sie so wie ein normales Mädchen in ihrem Alter. »John, das ist… das ist einfach super. Ich … ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Das ist einmalig.«
Ich winkte ab. »Nun mach mal halblang, Mädchen. Noch haben wir nichts erreichen können.«
»Ich bin sicher, daß wir es schaffen.«
»Tatsächlich?«
»Ja, mit deiner Hilfe. Du bist der richtige Partner für mich. Ich habe eine Menge von dir erfahren, glaub mir. Du bist derjenige, den ich mir ausgesucht habe.«
»Wer hat dir das gesagt?«
»Ich las…«

»Nein, Julie, das glaube ich nicht. Es muß eine andere Informationsquelle für dich gegeben haben. Du willst sie mir nicht nennen, habe ich den Eindruck. Gut, ich will auch nicht weiter in dich drängen. Wenn es jedoch hart auf hart kommt, muß ich darauf bestehen.«

Sie nickte. »Ich verspreche dir, daß ich dir dann mehr von mir erzählen werde.«

»Aus welchem Leben?«

»Nicht aus dem jetzigen!«

»Dann kannst du dich an deine früheren genau erinnern?«

»Manchmal.«

Ich merkte, daß Julie mir nicht mehr viel sagen wollte und hakte auch nicht mehr nach. Zudem wurde es Zeit für uns. Wenn wir am andern Tag das Ziel erreichen wollten, mußten wir früh aufstehen.

Ich wollte zahlen. Damit hätte ich Mauro fast beleidigt. Er ließ nicht zu, daß ich auch nur einen Penny auf den Tisch legte. Wir waren seine Gäste.

»Und geben Sie gut auf sich acht«, erklärte ich zum Abschluß.

»Falls die Gangster noch einmal hier erscheinen, geben Sie den Kollegen Bescheid. Ich jedenfalls werde ihnen einen entsprechenden Tip geben.«

»Ja – vielleicht.«

Überzeugt hatte ich ihn nicht, das war mir klar. Ich drängte auch nicht weiter. Julie und ich verließen das Lokal. »Du, Julie, wirst dich jetzt ins Bett legen, wie es sich für Kinder deines Alters gehört. Hast du verstanden?«

»Ja. Aber was machst du?«

»Keine Sorge, ich bleibe im Haus. Wenn auch nicht in der Wohnung. Ich habe noch etwas zu erledigen.«

»Bei wem?«

»Bei einem Freund.«

***

Julie hatte ich die Couch im Wohnzimmer zurechtgemacht. Bevor ich rüber zu Suko ging, sagte ich ihr noch gute Nacht. Sie hob die Arme und schlang ihre kleinen Hände um meinen Nacken. »Danke, John«, flüsterte sie. »Ich bin so froh, daß du mich nicht im Stich läßt.«

»Das war selbstverständlich. Nur eines noch.« Ich beugte mich etwas tiefer, so daß sich unsere Gesichter nur eine Handbreite voneinander entfernt befanden. »Ich möchte nur nicht von dir enttäuscht werden, Julie. Du mußt mir Vertrauen entgegenbringen. Ich handle bei dir ebenso. Vergiß das nie.«

»Klar, John.«

Überzeugt hatte sie mich noch immer nicht. Tief in ihrem Innern

steckte noch eine Sperre, die ich nicht lösen konnte, wenn sie es nicht wollte.

Vielleicht würde sie mit der ganzen Wahrheit herauskommen, wenn wir uns in Cornwall befanden.

Es war kurz vor einundzwanzig Uhr, als ich bei Suko klingelte. Er öffnete und grinste mich an. »Du bist ja doch da.«

»Warum nicht?«

»Ich wollte dich vorhin sprechen, da hat keiner geöffnet.«

»Gab es einen besonderen Grund?« fragte ich an Suko vorbei und in das Wohnzimmer gehend.

»Kaum. Wenigstens nichts Außergewöhnliches. Nur daß Sir James uns morgen sprechen will.«

»In welcher Angelegenheit?«

»Das hat er nicht genau gesagt.« Suko, der einen Trainingsanzug trug, ließ sich in einen Sessel fallen und zog die Beine an. »Klar hat er sich nicht ausgedrückt.«

»Ich werde morgen nicht hier in London sein.«

»Nicht?«

»Nein, mich hat eine junge Dame besucht. Das heißt, sie ist noch da. Sie übernachtet bei mir. Morgen früh fahre ich mit ihr los nach Cornwall. Buckland in the Moor heißt der Ort.«

»Und dann?«

»Werde ich das Gespenster-Trio jagen. Drei alte Hexen, wie mir Julie sagte.«

»Julie heißt sie also?«

»Ja, und sie ist elf Jahre alt, glaube ich.«

Suko lachte. »Das begreife wer will, ich nicht. Da kommt ein Kind zu dir und schafft es tatsächlich, daß du mit ihm nach Cornwall fährst. Die Kleine muß Eindruck auf dich gemacht haben.«

»Nicht nur sie, auch ihr Schicksal.« Ich wollte die Spannung nicht noch mehr in die Länge ziehen und berichtete Suko haarklein, was mir Julie berichtet hatte.

Mein Freund war ein sehr aufmerksamer und geduldiger Zuhörer. Er gab mir sogar recht. »In der Tat, John, ich hätte ebenfalls so gehandelt, wie du es getan hast.«

»Dann ist ja alles klar.«

»Aber der Alte weiß von nichts.«

»Nein. Deshalb möchte ich dich bitten, daß du es ihm erklärst. Du gehst ja zu dieser Besprechung.«

»Natürlich. Ein aktueller Fall wird wohl nicht herauskommen«, sagte ich.

»Woher weißt du das?«

»Dann hätte der Alte nicht so lange gewartet.«

Suko nickte. »Es muß irgendwie mit den Dingen zusammenhängen,

weswegen er sich mit den Geheimdiensttypen hat treffen wollen. Ich war ja sein Leibwächter. Nach Willys Killerauftritt ist die Konferenz verschoben worden. Jetzt liegen die Ergebnisse vor, und Sir James wird uns wahrscheinlich einweihen wollen.«

Ich winkte ab. »Sehr wichtig kann es nicht sein, sonst hätte er uns schon zusammengetrommelt.«

»Finde ich auch.« Suko räusperte sich. »Willst du etwas trinken?«

»Nein, danke. Ich gehe gleich wieder rüber.«

Mein Freund lächelte. »John, ich kenne dich lange genug. Irgend etwas hast du? Etwas ist dir über die Leber gelaufen.«

»Stimmt.«

»Und was?«

Ich breitete die Arme aus und spreizte die Hände. »Wenn ich ehrlich sein soll, komme ich mit Julie nicht so zurecht, wie es eigentlich hätte sein müssen.«

»Werde mal konkreter.«

»Ich habe den Eindruck, daß sie mir etwas verschweigt. Und nicht nur etwas, sondern mehr.«

»Aus ihren früheren Leben?«

»Kann sein.«

»Sie soll also sterben.«

»Richtig, und ich soll sie davor bewahren, damit sie nicht mehr wiedergeboren wird. Gleichzeitig aber muß ich dieses Hexen-Trio töten, wie sie sagte.«

»Das ist irgendwie Nötigung.«

»Kann man so auslegen. Dann müßte jeder unserer Fälle irgendwie eine Nötigung sein. Ich meine, daß wir immer Dämonen vernichten, um Menschen zu retten. Hier habe ich einen von einem Kind gegebenen, klar umrissenen Auftrag vor mir.«

»Dich stört nur, daß sie dir einiges verschwiegen hat.«

»Das ist es. Nicht mal aus ihrem jetzigen Leben, ich denke da an die anderen. Sie muß während dieser Existenzen Schlüsselerlebnisse gehabt haben, und sie besitzt Kräfte, die wir nicht haben. Julie ist gefährlich und braucht gleichzeitig Schutz. Ich würde sogar weitergehen und sie als eine Waffe bezeichnen, die nicht in gewisse Hände geraten darf.«

»Ja, ja, das kann man sagen. Nur kannst du sie nicht ändern, John. Oder doch?«

»Weiß ich nicht.« Ich stand auf. »Suko, du weißt Bescheid. Wir werden ziemlich früh losfahren.«

»Noch könntest du Sir James anrufen.«

»Informiere du ihn.«

Mein Freund grinste. »Feigling.«

»Nein, ich bin nur vorsichtig. Du kannst auch klug dazu sagen. Bis

später mal. Ich rufe auf jeden Fall an. Vielleicht mußt du ebenfalls kommen und mir Hilfestellung geben.«

»Drei Hexen sind auch etwas viel.«

»Was willst du machen? Nichts ist einfach.« Ich hob die Hand zum Gruß. »Gute Nacht.«

»Dito, John, und gib acht, daß dich die drei Hexen nicht in den Topf stecken und braten.«

»Keine Sorge, ich bin erstens zäh und zweitens ziemlich unverdaulich.«

In meiner Wohnung war es ruhig. Um Julie nicht zu stören, ging ich auf Zehenspitzen in den Wohnraum.

Das Mädchen lag auf der rechten Seite und schlief fest. Das Gesicht war entspannt. Auf ihren Lippen lag sogar ein leichtes Lächeln. Wahrscheinlich hatte ich sie mit meinem Entschluß von einer großen Sorge befreit.

Ich ging ins Schlafzimmer, zog mich aus und legte mich auch nieder. Nur wollte bei mir der Schlaf nicht kommen. Julie kreiste durch meine Gedanken.

Hatte ich falsch reagiert? Hatte ich etwas übersehen? Mußte ich mir Vorwürfe machen?

Eine Antwort auf diese Fragen bekam ich nicht. Schließlich übermannte auch mich die Müdigkeit, so daß ich wegsackte wie ein Stein…

***

»Guten Morgen«, sagte Suko am anderen Tag und lächelte Glenda Perkins an. »Na, gut geschlafen?«

»Ja. Und du?«

»Es geht.«

»Probleme?«

»Nicht direkt.« Suko setzte sich auf Glendas Schreibtischkante. Er ließ seinen Blick über ihren engen, schwarzen Rock gleiten und sagte wie nebenbei: »John wird heute nicht kommen.«

»Ist er krank?«

»Nein, unterwegs.«

»Wohin?«

»Nach Cornwall.«

»Du machst Witze, Suko.«

»Mache ich nicht. Es hat sich bei ihm gestern abend ergeben, daß er verschwinden muß.«

»Ein Fall?«

»Ja, aber das werde ich Sir James noch verklickern müssen.« Suko lachte. »Freuen wird er sich bestimmt nicht.«

»Das glaube ich auch.«

»Hat er schon angerufen?«
Glenda goß Tee in Sukos Tasse. »Nein. Die Besprechung ist nicht verschoben worden.« Sie reichte Suko die Tasse, die er nickend entgegennahm. Glenda trank Kaffee.
»Weißt du eigentlich, worum es bei dieser Besprechung gehen wird?« erkundigte sich der Inspektor.
»Ich habe keine Ahnung.«
»Denk daran, daß ich Sir James zu dieser komischen Konferenz gefahren habe.«
»Das stimmt. Die Herren haben auch miteinander gesprochen. Nur weiht man mich nicht ein.«
»Klar, uns ja auch nicht.«
Das Telefon läutete. »Wetten, daß er es ist?« sagte Suko.
»Bestimmt.« Glenda hob ab, nickte und sagte: »Guten Morgen, Sir. Ja, Suko ist da. Nein, John Sinclair nicht, aber das wird Ihnen der Inspektor wohl erklären können. Soll ich ihn sofort zu Ihnen schicken?«
»Ja.«
Die Antwort war so laut gesprochen worden, daß selbst Suko sie vernommen hatte. »O je, der scheint in der richtigen Form zu sein. Mal sehen, was ich da auszuhalten habe.«
»Ich drücke dir beide Daumen.«
»Danke, Glenda, kann ich brauchen.«
Wie immer saß Sir James hinter seinem Schreibtisch, als wäre er dort festgeklemmt. Er schaute Suko mit einem Blick an, daß dem Inspektor der Morgengruß im Halse steckenblieb.
»Wo befindet sich Ihr Kollege Sinclair?«
»Auf dem Weg nach Cornwall, Sir.« Der Superintendent lehnte sich zurück und holte tief Luft. »Ich hoffe, Sie nehmen mich nicht auf den Arm.«
»Ich würde mich hüten, Sir.«
»Was ist der Grund für dieses sonderbare Verhalten? Weshalb hat er mich nicht informiert?«
»Ich kann Ihnen keine Antwort geben, Sir.«
»Sie wollen es nicht, weil Sie mit ihm unter einer Decke stecken. Was haben Sie sich da ausgedacht?«
»Ich bin außen vor, Sir.«
»Nehmen Sie Platz, Inspektor.« Suko setzte sich. Er wußte, daß für den Superintendenten das Thema Sinclair noch nicht erledigt war. Nur hatte es Sir James zurückgestellt. »Ich habe Sie rufen lassen, weil ich Sie und Ihren Kollegen über gewisse Dinge informieren wollte. Sie selbst, Suko, haben mich zu dieser Geheimkonferenz gefahren.«
»Das kann ich nicht vergessen.«
»Der Killer Willy lebte nicht mehr, die Zusammenkunft hat

stattgefunden. Es ging dabei um ein brisantes Thema. Wenigstens für die anderen Teilnehmer, für mich nicht so sehr. Es ging da um bestimmte Menschen, die man als Waffe bezeichnen kann, Menschen, die dank ihrer außergewöhnlichen Kräfte in der Lage sind, gewisse Vorgänge zu beeinflussen oder sie selbst in die Hand zu nehmen.«

Suko begriff noch nicht so recht. »Woran denken Sie da genau, Sir?«

»Nicht an die trickreichen Löffelverbieger oder an die falschen Propheten, sondern an Personen, die die Telepathie oder Telekinese mehr oder weniger gut beherrschen. Das sind oder waren gewissermaßen unsere Kunden.«

»Aber keine Dämonen?«

»Nein, so weit gingen wir nicht, obwohl ich das Thema mit einigen Sätzen streifte. Ich stieß bei den Anwesenden verständlicherweise auf wenig Gegenliebe damit. Wir beschäftigten uns mit Tatsachen, mit Fällen, die erlebt wurden und die man auch protokollierte. Wir wissen seit langem, daß auch die Russen an diesen Dingen arbeiten, und unsere Regierung hat sich entschlossen, mit ihnen hierbei zusammenzuarbeiten. Wir werden Informationen austauschen und versuchen, diese medial begabten Menschen unter Kontrolle zu halten.«

»Das wäre ein harter Eingriff in deren Persönlichkeit!« gab Suko zu bedenken.

»Das wissen wir auch. Wir werden es auch nicht so hart machen. Diese Personen können jedoch zu einer gewissen Gefahr werden, falls sie in falsche Hände geraten. Ich brauche Ihnen da nicht viel zu sagen. Wir haben das öfter erlebt. Auch wesentlich stärker, als ich mit den Kollegen besprochen habe.«

»Geht es da um einen konkreten Fall, Sir?«

Der Superintendent nahm seine Brille ab und putzte die Gläser.

»Eigentlich nicht. Nur kamen wir zu dem Entschluß, daß nicht nur Männer oder Frauen von diesem Phänomen betroffen sind, sondern auch Kinder.«

»Gab man Ihnen Beispiele?«

Sir Farnes nickte. »Jeder der Teilnehmer hat mal etwas gehört. Man ist nur nicht hingegangen und hat genau geforscht. Man wollte erst meine Ansichten dazu hören.«

Suko wunderte sich. »Dann ist diese Konferenz einfach so abgehalten worden? Tatsächlich ohne konkreten Grund?«

Sir James zögerte mit einer Antwort. Er schob einen Federhalter zur Seite und runzelte die Stirn. »Ihre Frage zielt doch in eine bestimmte Richtung?«

»In der Tat, Sir.«

»Und in welche, wenn ich fragen darf?«

»Es könnte sein, daß John Sinclair an dem gleichen Fall arbeitet, Sir.

Deswegen befindet er sich auf dem Weg nach Cornwall.«
»Ach?«
Suko nickte. »Sagt Ihnen der Name Julie etwas?«
»Müßte er das?«
»Es geht um ein Mädchen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten. Die Kleine ist noch ein Kind.«
Sir James nickte. »Reden Sie weiter, Suko.«
»Mit diesem Kind ist John unterwegs. Es hat ihn besucht. Julie will, daß John Sinclair ihr hilft, damit sie erlöst werden kann.«
»Wovon?«
»Es geht um einen alten Fluch, um Reinkarnation, soweit ich informiert bin.«
Sir James nickte. »Das ist interessant, Suko. Können Sie mit Einzelheiten dienen?«
»Leider nicht, Sir. Das Kind aber hat John besucht. Das war am gestrigen Abend. Es bat ihn um Hilfe.«
»Ist die Kleine blond?«
»Soviel ich weiß, ja.«
»Dann ist es die Julie, die auch bei unserem Treffen erwähnt wurde.« Der Superintendent lächelte. »Manchmal geht das Schicksal ungewöhnliche Wege, wie eben hier. Ich hatte Sie eigentlich rufen wollen, damit sie sich um das Mädchen kümmern. Julie ist aufgefallen.«
»Wobei?«
Sir James hob die Schultern. »Auf dem Weg von Cornwall nach London hat sie einige Kostproben ihres Könnens gegeben. Unglaubliche Dinge, wenn man das so hört. Es ist ihr gelungen, einen schweren Truck gegen eine Wand fahren zu lassen, sie hat mit Menschen, die ihr nicht wohlgesonnen waren, gespielt. Einem Zugschaffner ging es besonders schlecht. Allein durch ihre geistige Kraft ließ sie ihn fliegen. Er wollte ihre Fahrkarte kontrollieren, doch sie besaß keine. Andere Fahrgäste waren Zeugen. Julie befand sich ziemlich lange unterwegs und hat ihre Spuren hinterlassen. Hat John Sinclair mit Ihnen auch darüber gesprochen?«
»Nein. Vielleicht hat er es auch nicht gewußt.«
»Ja, das ist möglich. Jedenfalls fiel das Kind auf. Sie wissen ja selbst wie so etwas ist. Sehr schnell kümmern sich dann gewisse Dienststellen um diese Phänomene.«
»Das ist richtig, Sir.«
»Ich hatte gedacht, John Sinclair und Sie auf Julies Spur zu setzen. Sie befindet sich in London, das steht fest, und sie wäre ein Fall für Sie beide gewesen.«
»Sie ist es bereits, Sir.«
»Das sehe ich inzwischen auch. John ist von ihr besucht worden. Also

muß sie sich in Schwierigkeiten befinden. Was genau soll er in Cornwall tun?«

»Das hat er mir nicht gesagt. Er weiß es wohl selbst nicht genau. Es geht eben um diesen Fluch, der über Julie lastet. Nur John Sinclair kann ihn brechen.«

»Julie leidet also?«

»Ja.«

»Kennen Sie den genauen Ort, zu dem John Sinclair und das Kind gefahren sind?«

»Buckland in the Moor.«

Sir James überlegte einen Moment und räusperte sich dann. »Buckland in the Moor«, wiederholte er. »Das liegt nicht sehr weit vom alten Zuchthaus Dartmoor entfernt.«

»Glauben Sie, daß eine Spur dorthin führt?« fragte der Inspektor.

»Man kann nie wissen.«

Suko hob die Schultern. »Wie dem auch sei. Diese Julie scheint ein außergewöhnliches Kind zu sein.«

»Positiv ausgedrückt, Sir. Wenn ich alles zusammenzähle, scheint Julie mir gefährlich zu sein. Allerdings steht sie auf John Sinclairs Seite. Zudem droht ihr eine Gefahr, die noch größer oder stärker ist, als wir angenommen haben.«

»Das meine ich auch.« Sir James schaute auf die Schreibtischplatte. »Jedenfalls hat das Kind Furore gemacht. Eine negative Werbung, die mir überhaupt nicht gefällt, wenn ich ehrlich sein soll. Die Kollegen befürchten, daß eine gewisse Seite Wind von der Sache bekommen hat. Sie verstehen?«

»Noch nicht.«

»Eine fremde Macht.«

»Politisch gesehen?«

»Ja, ein Geheimdienst. Eine Gruppe aus dem Nahen Osten. Es deuten gewisse Anzeichen darauf hin.«

»Haben Sie einen konkreten Verdacht?«

»Nein. Man hat nur über Spitzel erfahren, daß Agenten einsickerten. Aber das herauszufinden, ist eigentlich nicht unsere Sache, obwohl es nicht schaden könnte, wenn Sie die Augen aufhielten, Suko.«

Der Inspektor lächelte. »Das heißt also, daß ich hinfahren soll. Oder nicht?«

»Ja. Cornwall, wartet auf Sie. Und Dartmoor Forest oder Buckland in the Moor.«

»Ich glaube, Sir, das ist eine gute Lösung. Wann soll ich fahren? Sofort?«

»Das wäre günstig.«

Der Inspektor erhob sich. »Wie soll ich vorgehen? Offiziell Kontakt mit John aufnehmen oder ihm nur eine gewisse Rückendeckung

geben, falls diese eingesickerten Agenten…«
»Ich denke da an die Rückendeckung.«
»Wird gemacht, Sir.«
»Und beim nächsten Mal möchte ich gern Bescheid wissen«, erklärte Sir James zum Abschied. »Sagen Sie das unserem Freund.«
»Werde ich machen, Sir.«
»Na, ist der Kopf noch dran?« wurde Suko wenig später von Glenda begrüßt.
»Er wackelt nicht einmal.«
»Der Alte war trotzdem sauer.«
»Es hielt sich in Grenzen.« Suko lächelte Glenda an. »Leider wirst du den Laden allein schmeißen müssen. Schlimm?«
»Das bin ich gewöhnt. Wo mußt du hin?«
»In ein Moor. Dartmoor.«
»Ins Zuchthaus?«
»Noch nicht. Und wenn, dann nähme ich dich mit.«
»Dann lieber ins Kloster«, sagte Glenda.
»Weshalb?«
»Da ist das Essen besser, habe ich mir sagen lassen.«

***

Das Moor war wie ein Grab!

Im Frühling und im Sommer blühend, ein grüner, manchmal auch bunter Teppich, im Winter aber eine graue, düstere Fläche, deren Farbe auch bei hellstem Tageslicht nicht wechselte.

Von Horizont zu Horizont zog sich das Moor als breite Fläche hin.

Hin und wieder unterbrochen von dichten Wäldern, die dort wuchsen, wo die Erde nicht so sumpfig war.

Verteilt am Rand der Flächen lagen die kleinen Orte, verbunden durch schmale Straßen und stets eingehüllt in den Geruch der weiten, sumpfigen Landschaft.

Stets lag ein leichter Nebel über der grauen Weite. Die Mauern des weltberühmten und gewaltigen Zuchthauses versteckten sich hinter den dünnen Schleiern aus Nebel und schienen nur bei klarem Wetter aus dem Sumpf hervorzuwachsen.

Das Moor bot unzählige Verstecke. Es gab natürlich Menschen, die den Sumpf kannten, die als Kundige bezeichnet wurden, doch das gesamte Gebiet waren auch sie noch nicht durchwandert. Überall verbargen sich kleine, gefährliche Inseln, die auf dem tückischen Sumpf schwammen, umgeben von dichten Gräsern und hohem Schilf, das diese Inseln schützte. Menschliche Blicke durchdrangen diese Wand kaum. Es gab auch niemanden, der Interesse an ihnen gezeigt hätte.

Auf diesen Inseln konnte die Vegetation wachsen wie vor Hunderten

von Jahren. Kein Mensch war da, der sie dabei störte.
Die Inseln gab es, die Inseln würde es immer wieder geben.
Sie wanderten in der blubbernden Masse. Faulgase stiegen hoch.
Zu den Personen, die seit langer Zeit das Moor beobachteten und auch die Vegetationsinseln liebten, gehörten drei Gestalten, die einmal sehr schön gewesen waren.
Die Grandi-Schwestern!
Man hatte sie vor langer Zeit gepfählt, da waren es die Menschen gewesen, die ihnen den Garaus hatten machen wollen. Doch es war jemand gekommen, der ihnen die Pflöcke aus den Körpern riß, und dieser Jemand, Servas mit Namen, hatte ihnen einen großen Gefallen getan und ihnen das »Leben« zurückgegeben.
Sie lebten, sie vegetierten, aber sie alle wußten von der Aufgabe, die sie zu erfüllen hatten.
Sie waren mächtig, sie wurden von Kräften gelenkt, die nicht von dieser Welt stammten, aber älter waren als die Welt. Sie hatten eine Aufgabe übernommen, und sie würden diese Aufgabe durchführen, bis ans Ende der Tage.
Für sie lohnte es sich noch immer, weiter zu existieren, denn es ging um ein Menschenkind.
Julie, hieß es.
Ein Kind, das von dem alten Fluch getroffen worden war und nach seinem Tod stets wiedergeboren wurde, um nach zehn oder elf Jahren zu sterben.
Ein Kreislauf bestehend aus Geburt und Tod, aber diktiert von den drei Grandi-Schwestern.
Von ihrer einstmals so strahlenden Schönheit war nicht mehr viel zurückgeblieben. Jetzt glichen sie schrecklichen alten Weibern, regelrechten Vetteln, mit braunen, rindenartigen Gesichtern. Es gab kaum Unterschiede zwischen ihnen. Man sah ihnen nicht an, wer nun älter war oder nicht. Sie besaßen auch die gleichen Haare. Verfilzte Fäden, die wie dichte Spinnennetze ihre hageren, langgezogenen Schädel umgaben und ebenso bleich und blaß wirkten wie die Augen ohne Pupillen.
So überdauerten sie die Jahre und auch die Jahrzehnte. Das Moor war für sie Versteck und Lebensinhalt geworden. Nur sehr selten verließen sie ihre kleine Insel, um in die nahen Orte zu gehen.
Manchmal hatten die Menschen sie auch gesehen. Dann war es stets zu panikartigen Reaktionen gekommen, und es gab seitdem eine Legende, die vom Spuk im Moor berichtete.
Die Schwestern freuten sich über diese alte Sage. Es bereitete ihnen Spaß, andere mit ihrem Anblick zu erschrecken, und der Spuk bekam stets neue Nahrung.
Nicht weit entfernt lag das große Zuchthaus. Immer wieder hatte es

Ausbruchsversuche von Gefangenen gegeben, was für die Schwestern jeweils ein Festtag war.

Dann lockten sie die armen Kerle noch tiefer in den Sumpf und schauten zu, wenn sie versanken.

Bevor sich die Masse über die Ausbrecher schließen konnte, zeigten sie sich den Menschen. Ihren Anblick nahmen die Ausbrecher stets als letzten mit hinüber ins Jenseits.

Sie hatten die Zeiten überdauert, und sie hatten sich auf der Insel ein Versteck oder eine Behausung gebaut. Eine Hütte aus Pflanzen und Sträuchern, versteckt in einer Mulde und versehen mit einem dichten Dach aus biegsamen Zweigen.

Dort hielten sie sich auf, und dort stand auch der Baumstumpf.

Für sie ein Ersatz für einen Tisch.

Er war wichtig, denn auf ihm lag ein Gegenstand, den sie schon seit ihrer Existenz besaßen.

Es war eine Kugel!

Bestehend aus einem glasähnlichen Material. Sie war durchsichtig, konnte allerdings auch ihre Farbe wechseln, so daß die Seiten einen milchigen Schein bekamen.

Die Kugel »lebte«. In ihr steckte eine Kraft die auch die Grandi-Schwestern am »Leben« erhielt. Niemand hatte von ihr gewußt, auch nicht diejenigen Personen, die damals in ihre Hütte eingedrungen waren und die Schwestern gepfählt hatten. Sie hätten die Kugel ebenfalls zerstören sollen. Da dies nicht geschehen war, lebten auch die Grandi-Schwestern weiter.

Die Kugel war mit ihnen verbunden. Es gab eine Kraft, die von ihr ausstrahlte und in die untoten Körper der Schwestern eindrang.

Die Kugel war zugleich ein Indikator, ein Anzeiger, der ihnen gewisse Gefahren verdeutlichte.

Einmal am Tag trafen sie zusammen, hockten sich gemeinsam um den Baumstamm nieder und befragten das Orakel Kugel.

Auch an diesem Tag war es wieder der Fall. Die drei Schwestern wußten genau, daß etwas schiefgelaufen war.

Der Zeitpunkt, dem Mädchen das Leben zu nehmen, damit es wiedergeboren werden konnte, stand dicht bevor. Sie hatten alles in die Wege geleitet, aber sie hatten auch gespürt, daß etwas nicht so lief, wie sie es gern gehabt hätten.

Mit ihren übernatürlichen, sehr sensiblen Sinnen hatten sie feststellen können, daß sich Julie nicht mehr im Ort befand. Sie mußte geflohen sein.

Das war auch für die drei Hexen-Schwestern nicht ungefährlich, denn sie wußten auch von Julies Kräften, die denen eines normalen Menschen weit überlegen waren.

Julie sah zwar aus wie ein normales Kind, nur war sie das nicht.

Sie gehörte zu den Menschen, die hinter die Dinge schauen konnten und durch ihre Abstammung, die eigentlich im Dunkeln lag, mit Kräften ausgestattet worden war, die über das Vorstellbare hinausgingen.

Man durfte sie nicht allein lassen. Sie würde auffallen. Es ergaben sich immer wieder Gelegenheiten, wo es ihr nicht gelang, die Kräfte zu kontrollieren.

Um herauszufinden, was mit Julie geschehen war, mußten sie einfach das Orakel befragen.

Bei den Anwohnern hatten sie den Namen Hexen-Trio bekommen. Wenn sie erschienen, geschah dies auf eine unheimliche, gespensterhafte Art und Weise. Sie tauchten auf, gaben nicht einen Laut von sich und waren verschwunden wie ein blasser Nebelstreif.

Auch jetzt, als sie sich in ihrer Behausung trafen, bewegten sie sich geräuschlos.

Wer von ihnen welchen Namen trug, war nicht zu sehen. Sie glichen sich wie Drillinge.

Auf alten, von der Witterung gezeichneten Steinen fanden sie ihre Sitzplätze. Die Schwestern waren in braune Lumpen gehüllt, die sich von der Farbe des Sumpfes kaum unterschieden.

Auch ihre Gesichter hatten die winterliche Farbe des Sumpfes angenommen. Keine einzige Stelle zeigte eine glatte Haut. Überall war sie faltig, gerunzelt, gezeichnet von einem Alter, für das eine normale Erklärung nicht ausreichte.

Obwohl sie sich so sehr glichen, wußten sie genau, wer von ihnen wer war. Und so ließen die beiden jüngeren Schwestern der älteren den Vortritt.

Daniela Grandi nahm zuerst Platz. Sie setzte sich so hin, daß Verena rechts und Sina links von ihr Platz nehmen konnten. Durch das nicht völlig geschlossene Dach der primitiven Behausung sickerte grau das Licht des trüben Wintertages.

Die drei Gestalten verschwammen mit der Dämmerung innerhalb der Hütte. Nur ihre Augen leuchteten noch. Und sie waren bleiche Kreise innerhalb der braunen, runzeligen Gesichter, wo die Lippen nicht mehr zu sehen waren, weil alles innerhalb der Falten verschwand.

Die Kugel lag auf dem Baumstumpf.

Völlig rund, gläsern und blaß aussehend. Sie zeigte kein Bild, noch nicht, dennoch spürten die drei Schwestern genau, daß Gefahr im Verzug war.

Über die Kugel hinweg blickten sie sich an. Verena und Sina sprachen nicht. Sie waren es so gewohnt, daß sie der älteren Schwester den Vortritt ließen.

Daniela Grandi ergriff auch das Wort. Sie redete, aber es hörte sich mehr an wie ein Zischen, das aus dem Spalt drang, wo sich früher rote

Lippen befunden hatten.
»Wir haben uns hier zusammengefunden, weil wir alle das Gefühl der drohenden Gefahr bekamen, meine Schwestern. Etwas kommt auf uns zu, da befindet sich einiges auf dem Weg zu uns, von dem wir nicht wissen, um was es sich handelt. Deshalb sind wir gezwungen, die Kugel zu fragen. Das Orakel wird uns Auskunft geben.«
Verena und Sina nickten nach den einleitenden Worten der Schwester und warteten, bis Daniela ihre Hände anhob und sie über den Rand des Baumstumpfs schob.
Es waren außergewöhnliche Hände, die den Begriff Klauen verdient hatten. Finger, die aussahen wie vertrocknete Zweige.
Leicht gekrümmt, sehr dünn, mit langen Nägeln versehen, die sich farblich von der veränderten Haut nicht abhoben.
Die Händen waren zu Klauen gekrümmt, und sie schwebten der Kugel entgegen.
Erst als die Fingerspitzen das Orakel berührten, da hoben auch die anderen beiden Grandi-Schwestern ihre Klauen an und schoben sie über den Rand hinweg.
Auch sie griffen zu.
Sechs Hände berührten die Kugel. Sie umklammerten sie nicht, der leichte Kontakt reichte schon aus, um die Kräfte erwachen zu lassen, die von der Kugel umschlossen wurden.
Aus der Mundöffnung der ältesten Grandi-Schwester drang ein dumpfes, stöhnendes Geräusch. Es floß der Kugel entgegen und über sie hinweg. Dabei berührte es wie ein Hauch die Gesichter der Schwestern, die ebenfalls das Stöhnen von sich gaben, denn sie hatten nun bemerkt, daß die alte Kraft sie nicht im Stich lassen würde.
Sie floß über…
Für sie war es wie ein dünner Stromstoß, der von ihnen Besitz ergriff. Er blieb nicht allein auf die knorrigen Pranken konzentriert, sondern rann durch die Arme hoch bis zum Hals und von dort aus noch weiter in die runzeligen Schädel.
Da verdichtete sich diese Kraft, die mittlerweile so stark geworden war, daß sie die Brücke zwischen der Kugel und den drei bösen Schwestern schloß.
Sie konzentrierten ihre Gedanken. Zu reden brauchten sie nicht mehr, denn sie waren so stark miteinander verbunden, daß sie alle das gleiche dachten, ohne sich abgesprochen zu haben.
Noch hatte die Kugel ihre durchsichtige Farbe behalten, aber der Kontakt zwischen ihr und den drei Hexen-Schwestern sorgte dafür, daß sie sich veränderte.
In ihrem Innern geschah es zuerst.
Da flossen plötzlich Ströme zusammen. Zunächst noch unsichtbar, Sekunden später jedoch, als sie sich trafen, blitzten an den

Schnittpunkten kleine Explosionen auf.
Es hatte einen Kontakt gegeben.
Die Kugel ließ die drei Hexen nicht im Stich und würde sich für sie in das Orakel verwandeln.
Die Explosionen blieben innerhalb der Kugel. Sie nahmen an Stärke noch zu, verdichteten sich und zeigten plötzlich einen Umriß, der zunächst noch verschwommen war, im Laufe der nächsten vergehenden Sekunden aber Konturen annahm.
Sehr schwach zeichnete sich etwas hervor, das mit dem Begriff Gesicht umschrieben werden konnte.
Es war ein männliches Gesicht!
Die Grandi-Schwestern erkannten es im gleichen Augenblick, aber nur Daniela reagierte. Sie hob die Hände von der Kugel weg, als wäre diese heiß geworden.
»Ein Mann!« zischelte sie.
»Ein Unbekannter«, sagte Verena.
»Doch er ist gefährlich«, flüsterte Sina. »Ich… ich spüre ihn genau. Er ist kein normaler Mensch …«
»Kann er uns…?«
»Nein, Verena, sprich nicht weiter!« fuhr ihr Daniela in die Parade. »Niemand kann gegen uns…«
»Er hat sich mit ihr verbündet«, sagte Sina. »Ich spüre es genau. Sie hat sich Hilfe geholt. Sie will nicht sterben. Die Kugel zeigt es uns an. Er soll ihr helfen. Sie ahnt, daß sie die folgende Nacht nicht überleben wird. Jetzt hat sie gehandelt, Schwestern, und auch wir sollten handeln. Versteht ihr?«
»Das sollten wir tun!« erklärte Daniela.
»Willst du ihn töten?«
»Ihn und sie! Das Mädchen muß sterben. Julie darf einfach nicht weiterleben. Wir müssen die Reihe einhalten, tut uns leid.«
»Mir nicht!« kicherte Sina.
»Mir auch nicht!« sagte Verena.
Daniela hielt sich zurück. Sie hatte ihre Hände von der Kugel gelöst, damit jede der drei Schwestern die Chance bekam, einen Blick in sie hinein zu werfen.
»Ich kenne ihn nicht«, sagte Sina.
Ihre Schwester Verena stimmte ihr nickend zu, und Daniela gab einen akustischen Kommentar. »Gesehen habe ich ihn auch nicht, aber ich spüre genau, welch eine Gefahr von ihm ausgeht. Dieser blonde Mann ist nicht ohne. Julie hat ihn sich als Beschützer geholt. Er trägt etwas bei sich, das mir Angst machen kann.«
»Was ist es, Schwester?«
»Ich weiß es nicht.« Sie legte wieder ihre Hände auf die Kugel.
Auch das Orakel spürte von der Gefahr. »Es benimmt sich anders als

sonst. Die Kraft fließt nicht mehr gleichmäßig. Die Schwingungen sind da, aber unterschiedlich stark. Es scheint so, als würden sie von irgend etwas zurückgehalten.«

»Von ihm?«

»Sehr gut möglich.«

»Haben wir jemals so einen Feind vor uns gehabt?« fragte Sina, die Jüngste.

»Nein!«

»Dann müssen wir uns für ihn etwas Besonderes einfallen lassen.«

Daniela stimmte ihr zu. Dabei schaute sie von oben gegen die Kugel, wo das Gesicht allmählich dünner wurde. Es stand im Begriff, sich aufzulösen. Dabei begann es an den Wangen, die zu Nebelstreifen wurden und über den Kopf hinwegtanzten. Dabei rissen sie Teile der Stirn und der Haare mit weg, so daß aus dem Gesicht des Mannes letztendlich nur noch ein Nebelstreif wurde, der sekundenlang durch die Kugel wehte und sich schließlich auflöste.

Die Grandi-Schwestern blieben noch auf ihren Steinen sitzen. »Es war gut«, sagte Daniela, »daß wir die Kugel genommen und in sie einen Blick geworfen haben. Es war sogar sehr gut. Jetzt wissen wir endlich, was auf uns zukommt.«

»Wo erwarten wir ihn?«

»Ich weiß es noch nicht, Schwestern. Wir aber kennen das Moor, er bestimmt nicht.«

»Und Julie?«

»Sie wird ihrem Ende nicht entgehen. Der Fluch ist einmal gesprochen worden und kann nicht gelöscht werden. Er wird in alle Ewigkeiten bleiben, hört ihr?«

Die beiden Angesprochenen nickten.

Danach erhoben sie sich, erweiterten die Öffnung und krochen ins Freie.

Auf ihrer Insel blieben sie stehen und schauten über das Moor.

Der Tag war noch jung. Die dünnen Nebelschleier, hatten sich noch nicht aufgelöst. Sie trieben auch weiterhin wie seichte Leichentücher aus Dunst über die braune Fläche, die kaum Grün zeigte.

Eine Ortschaft war von dieser Insel aus nicht zu sehen, dafür ein dichtes Stück Wald, mehr ein Gehölz, aus verfilztem Gestrüpp und schief gewachsenen Bäumen bestehend. Ein sehr gefährlicher Flecken Erde, denn der Boden war für den nicht Kundigen tückisch.

»Er wird im Moor sterben«, flüsterte Daniela Grandi. »So wie alle anderen auch…«

Ihre beiden Schwestern nickten zu den Worten der Ältesten. Sie waren die heimlichen Herrscher des Sumpfes, und sie würden es auch bleiben…

***

Die Dämmerung lag noch über dem Ort, als ein schwerer Wagen langsam in Buckland in the Moor einfuhr. Es war ein dunkles, langes Fahrzeug, ein ausländisches Fabrikat, dessen eingeschaltete Scheinwerfer wie die tastenden Glotzaugen eines eben gelandeten Raumschiffs wirkten.

Das Fahrzeug war mit drei Männern besetzt. Wären sie ausgestiegen, sie wären sicherlich wegen ihrer dunklen Hautfarbe aufgefallen. So aber blieben sie im Fahrzeug sitzen, und kein Mensch schöpfte Verdacht. Auch der schwarze Cadillac wurde kaum beachtet, denn in Buckland in the Moor schlief man lange.

In einigen kleinen Handwerksbetrieben wurde bereits gearbeitet.

Da war der Zimmermann, der Metzger, der Bäcker, und in der kleinen Torffabrik leuchteten ebenfalls die Lichter.

Ansonsten lag Buckland in the Moor in der frühmorgenden Düsternis und begraben unter den dünnen Dunstschleiern, die vom Sumpf her über den Ort trieben.

»Du kennst die Adresse?« wurde der Fahrer gefragt.

»Ja.«

»Wirst du sie auch sofort finden?«

»Ich hoffe es.«

»Wir erledigen die Sache und fahren sofort wieder ab.«

»Sicher.«

Zwei Männer saßen im Fond. Sie hießen Waldo und Ahmet. Hamir fuhr, er war der beste Fahrer unter ihnen. Die drei Männer gehörten zu einer Truppe, die im geheimen arbeitete. Sie waren in Libyen ausgebildet worden und hatten das Töten als Handwerk gelernt. Man konnte sie Agenten nennen, aber auch der Begriff Killerkommando wäre nicht falsch gewesen. Wo sie phantomhaft auftauchten, hinterließen sie das große Chaos und das kalte Grauen zurück.

Auch jetzt waren sie bereit, für ihre Aufgabe zu töten. Sie würden keine Gnade kennen, zu wichtig war das eigentliche Zielobjekt.

Deshalb hatte man auch die Besten geschickt.

Das Mädchen Julie gehörte zu den Personen, die dank ihrer Kräfte kriegsentscheidend sein konnten, wenn es darauf ankam. Das hatte der große Wüstenführer erfahren und seine Kommandos losgeschickt. Er wollte das Kind in seine Gewalt bekommen, um es weiter ausbilden zu lassen, damit es seine Kräfte gegen die bei ihm so verhaßten Feinde einsetzte.

Es hatte die drei Männer eine lange Suche und viel Überredungskunst gekostet, um den Weg nach Buckland in the Moor zu finden.

Sie hatten sich leider nicht so lautlos bewegen können, wie es hätte sein müssen, und sie befürchteten, daß auch der englische Geheimdienst Wind von ihren Aktivitäten bekommen hatte.

Jetzt galt es nur, schneller zu sein als die anderen. Bisher hatten sie

immer gewonnen.

Der Caddy rollte wie ein langgestrecktes Ungeheuer aus Blech durch den verschlafenen Ort. Vorbei an einigen dicht zusammenstehenden Häusern, er passierte die kleine Kirche, den Friedhof und bog dann in eine schmale Straße ein, die nicht gepflastert war. Sie führte aus dem Ort und schien geradewegs in den Sumpf hineinlaufen zu wollen. Vielleicht war das später auch so, zuvor allerdings wollten sie dort anhalten, wo links am Straßenrand ein kleines Haus stand, hinter dem sich drei schlanke Trauerweiden erhoben, die ihre Kuppeln wie anklagend gegen den grauen Himmel streckten.

Der Weg bestand fast nur aus Unebenheiten, die sich aneinander reihten. Zwar nahmen die Stoßdämpfer des Caddy die Hindernisse sicher, Hamir, der Fahrer, regte sich trotzdem auf.

»Halt den Mund!« meldete sich Waldo aus dem Fond. Er war der Anführer des Trios, ein Mann, der in seinem Leben schon fast alles hinter sich hatte.

Von der Folter bis zum Mord, von der Hochschulausbildung bis hin zum redegewandten Agitator. Für den großen Vorsitzenden würde er sein letztes Hemd geben. Absolute Treue stand bei ihm an oberster Stelle. Vor zwei Jahren war er sogar Chef der Leibwache gewesen und anschließend abkommandiert worden für Auslands-Einsätze.

Auf Ahmet, der neben ihm saß, konnte er sich ebenfalls verlassen.

Ahmet besaß nur noch die linke Hand. Die rechte war ihm von einer Handgranate zerfetzt worden. Als Hand diente eine Manschette mit Haken, die man ihm angepaßt hatte. Nur die wenigsten wußten, daß Ahmets Manschette etwas Besonderes war. In ihr steckten, durch den Stoff des Ärmels verborgen, zwei Messer, die sich auf Knopfdruck hin lösten und haargenau ihre Ziele fanden.

Hamir, der Fahrer, gehörte ebenfalls zu den Getreuen. Er war ein Mann, der sich mit Fahrzeugen aller Art hervorragend auskannte und überhaupt ein technisches Genie war. Einen Typ wie ihn brauchte man, um hinter den feindlichen Linien überleben zu können.

Träge kroch die Dämmerung über den Himmel. Sie vertrieb die Schatten der Nacht.

Bis eben auf den Dunst. Er lag nach wie vor über dem Land und stieg aus dem Sumpf, als wäre dieser ein nie abreißender Kessel mit heißem Wasser.

Die drei Männer waren gut vorbereitet. Sie rollten zunächst an ihrem Ziel vorbei.

Das Haus vor den drei schlanken Trauerweiden lag im Dunkeln.

Hinter keinem Fenster brannte Licht.

»Da scheint niemand im Haus zu sein«, bemerkte Hamir.

»Halte trotzdem an!« befahl Waldo.

»Wo?«

»Hier am Rand.«

Hamir stoppte den Wagen seidenweich. Zweige schoben sich über den Lack und klopften wie dünne Totenfinger gegen die Scheiben. Die drei Männer öffneten die Türen und verließen das Fahrzeug.

Sichernd schauten sie sich um. Ein jeder starrte in eine andere Richtung, sie waren gedrillt, auf Gefahren zu achten und sie wahrzunehmen, bevor sie noch eintrafen.

Nichts störte hier die morgendliche Ruhe. Nur weiter zurück, in der Ortsmitte, erwachte allmählich das Leben. Sie hörten Automotoren und auch Stimmen.

Dazwischen ebenfalls den Klang einer Glocke. Sie rief die Gläubigen zur Morgenmesse.

Waldo nickte und deutete auf das Haus. Die drei Männer waren innerhalb weniger Sekunden verschwunden. Es wirkte so, als hätten sie sich unsichtbar gemacht.

Wer die Ausbildung hinter sich hatte, verstand es, sich in jedem Gelände lautlos zu bewegen.

Waldo hatte die Führung übernommen. Wie ein Panther glitt er durch das Gestrüpp und stand auch als erster hinter dem Haus.

Licht brauchten sie nicht.

Vor ihnen wuchs die Fassade hoch. Sie war bedeckt von dichtem Efeu und wildem Wein. Waldos Nicken galt Hamir.

Der Libyer wußte Bescheid. Er nahm sich die Hintertür vor und hatte sie innerhalb weniger Sekunden offen.

Waldo zog eine Waffe, bevor er das Haus betrat. Es war ein amerikanischer Colt, Kaliber 9.65 Magnum. Eine Killerwaffe. Ahmet huschte hinter ihm her. Der Haken, der bei ihm die Hand ersetzte, blinkte matt.

Auch im Innern des Hauses verstanden sich die Männer ohne Worte. Zwei stiegen die schmale Treppe zur ersten Etage hoch. Waldo durchsuchte die unteren Räume.

In seiner schwarzen Lederjacke wirkte er wie ein düsterer Todesbote. Um den Hals hatte er ein Tuch gewickelt. Er war so groß, daß er es sich auch über den Kopf ziehen konnte.

Im leeren Wohnzimmer blieb er stehen. Die Waffe wies in den Raum, und die Mündung zeigte auf ein im Rahmen steckendes Bild, das auf einer Vitrine stand.

Das Foto zeigte ein blondes, lächelndes Mädchen. Daß die Waffe genau darauf zielte, verstand Waldo als Omen. Sein Lächeln wurde kantig, als er sich dem Bild näherte und es genauer betrachtete.

Ja, das war genau die Kleine, die sie suchten. Sie hatten sich demnach nicht geirrt.

Die anderen Männer bewegten sich so leise, daß sie von Waldo erst wahrgenommen wurden, als sie in der offenen Tür des Wohnraums

standen. »Nichts«, meldete Ahmet, die Stahlhand. »Das Haus ist oben leer.«
»Hier unten auch.«
»Warten wir?«
Waldo überlegte nicht lange. »Ja, wir werden sie in Empfang nehmen.«
»Wen?«
»Zumindest die beiden Alten. Wo die Kleine ist, weiß ich nicht.«
»Vielleicht ist sie mitgegangen.«
»Kann sein.«
Mamir meldete sich. »Ich hörte das Läuten der Kirchenglocken. Vielleicht sind sie dort?«
»Dann brauchen wir nicht lange zu warten.«
»Und wo?« fragte Mamir.
Waldo verteilte die Rollen. Er wollte nicht, daß sie nur im Wohnraum hockten. Sie stellten sich an strategisch günstigen Stellen auf.
Die beiden alten Leute hatten nicht die Spur einer Chance. Wenn sie sich trotzdem wehren sollten, waren die drei Killer bereit, Buckland in the Moor in eine Hölle zu verwandeln…

***

Dartmoor Forest!
Welch ein Name, welch ein Gebiet. Düsternis, Gänsehaut und leichtes Grauen überkamen die meisten Menschen, wenn sie von diesem Areal hörten.
Mir erging es kaum anders. Auch ich wußte, wie schrecklich es in dieser Sumpflandschaft werden konnte, aber ich hielt mich zurück und gab mit keinem Wort zu verstehen, daß ich mich nicht gerade wohl fühlen würde. Julie sollte nicht beeinflußt werden.
Noch vor drei Uhr in der Nacht hatte sie mich geweckt und mir erklärt, daß sie es nicht mehr aushielt.
Ich hatte nach den Gründen gefragt und zur Antwort bekommen, daß sich der Ring allmählich schließen würde.
»Welcher Ring?« hatte ich wissen wollen.
»Der um mich.«
»Für deinen Tod?«
»Ja.«
Sie hatte nichts mehr zu sagen brauchen. Ich war aufgestanden, nahm eine Kurzdusche, und ab ging die Fahrt.
Manchmal kommt man gut aus London heraus. Ich hatte das Gefühl zu fliegen, so schnell lag die Millionenstadt hinter uns.
Bis Southhampton fuhren wir auf dem Motorway mit der Bezeichnung M3. Danach in Richtung Westen auf der normalen

Küstenstraße. In Dorchester tankte ich nach.

Es war noch immer dunkel, der Rover gab sein Bestes, ich hielt mich mit Kaffee frisch, und das Mädchen neben mir wollte weder etwas trinken, noch essen.

Julie war im Laufe der Zeit immer schweigsamer geworden. Auf Fragen hatte sie nicht oder kaum geantwortet, sie hing allein ihren Gedanken nach.

Bei Exeter gerieten wir in den Morgenverkehr und in die Dämmerung des anbrechenden Tages hinein. Im Sommer wäre es längst hell gewesen, zu dieser Jahreszeit dauerte es eben länger.

Schnee und Glatteis hatten wir vergessen können. Der Januar blieb auch in seinem ersten Drittel einfach zu warm.

Vor uns lag das gewaltige Gebiet des Dartmoor Forest. Von Straßen umgeben, aber nur von wenigen durchzogen, denn der Sumpf ließ einen Straßenbau oft genug nicht zu.

»Heimatliche Gefühle?« fragte ich Julie, als wir hinein in die hügelige Landschaft fuhren, die im Winter einen braunen, toten Farbton bekommen hatte.

»Nein, John.«

»Was dann?«

»Ich fürchte mich.«

Die Antwort hatte ehrlich geklungen, und ich fragte weiter. »Vor dem Hexen-Trio?«

»Ja und nein.«

Ich lachte leise. »Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr. Du weißt, daß dich die Hexen jagen wollen, aber…«

»Es ist da noch etwas anderes, John.«

»Und was?«

Sie hob die schmalen Schultern. »Ich kann es dir nicht erklären. Jedenfalls ist es vorhanden. Du weißt selbst genau, daß ich kein normales Kind bin. Ich habe etwas in mir, das ich als schlechtes Gefühl bezeichnen möchte. Verstehst du?«

»Ja, aber du solltest dich konkreter ausdrücken, Julie.«

»Wenn ich das nur könnte.« Sie senkte den Kopf und begann zu weinen. Hoppla, daß es so arg sein würde, damit hatte ich nicht gerechnet. »Was ist denn los?«

»Es ist nicht nur die eine Gefahr vorhanden«, sagte sie nach einer kleinen Pause. »Auch andere Dinge schweben über mir. Sie sind da, aber ich kann sie nicht greifen.«

»Verstehe…«

»Nein, du kannst es nicht verstehen. Ich habe das Gefühl, in den Tod zu fahren. Wenn der Tod nur für mich bestimmt wäre, würde ich das als normal ansehen, weil es einfach mein Schicksal ist. Aber der Tod lauert auch bei anderen Personen.«

Ihre Worte paßten zu der düsteren äußeren Stimmung, die uns begleitete. An diesem Morgen wollte es nicht richtig hell werden.

Die Dunstwände krochen die Straße entlang wie Tücher, die jemand immer weiter schob. Dahinter lag das einsame Sumpfgelände. Mal flach, mal mit kleinen Buckeln bestückt, die wie krumme Rücken aus dem Moor hervorragten. Es war eine menschenfeindliche Landschaft, in die freiwillig niemand einen Fuß setzte.

Mir entgingen auch nicht die Warntafeln an den Rändern der schmalen Straße. Sie waren auch bei schlechter Witterung nicht zu übersehen. Es wurde davor gewarnt, den Weg zu verlassen. Das Gelände war einfach zu menschenfeindlich.

Es gab auch lichte Stellen, wo der Nebel aufgerissen war, als hätten ihn gewaltige Hände verscheucht. Da konnte ich dann den Blick über den flachen Sumpf werfen, der sich bis zu den Horizonten hinzog. Eine Fläche, die zwar still dalag, sich aber trotzdem in ständiger Bewegung befand, denn irgendwo arbeitete er immer. Die biochemischen Prozesse ließen auch ständig neue Sumpflöcher entstehen.

Auch ein Knüppeldamm fiel mir auf. Er schien in der braunen Masse zu verschwinden. Über ihr zogen schwarze Vögel mit träge wirkenden Flügelschlägen ihre Bahnen. Sogar die dicken Kolkraben sah ich hier. Bei uns in London gab es sie schon lange nicht mehr.

Wenig später deckte wieder der Nebel die Sicht zu, und wir tasteten uns voran.

»Wie lange bleibt der Dunst immer?« fragte ich.

»Manchmal Tage.«

»Eine Umgebung, in der man trübsinnig werden kann.«

»Das ist möglich. Aber ich habe mich daran gewöhnt. Man stellt sein Leben darauf ein.«

»Du redest wie eine Erwachsene.«

»Das bin ich nicht, aber ich fühle mich manchmal so. Ich sehe Dinge, die andere nicht erkennen können.«

»Wie diese zweite Gefahr, von der du gesprochen hast.«

»So ist es.«

»Und du kannst nicht erkennen, von wem sie ausgeht?«

»Nein.«

»Julie, ist sie fremd? Ist sie…?«

»Ja, sie ist fremd. Es sind einfach andere Strömungen, die mich erfassen. Sie berührt mich nicht einmal direkt, sondern berührt andere Menschen, die mir nahestehen.«

»Das könnten doch nur deine Großeltern sein.«

»Du hast recht.«

Ich schaute nach links, wo Julie blaß und mit geballten Händen auf dem Sitz hockte. »Stimmt das auch?«

»Weshalb sollte ich dich belügen?«
»Richtig, Kind. Was könnten deine Großeltern mit der anderen Gefahr zu tun haben?«
»Das kann ich nicht erkennen. Es sind jedenfalls nicht die Hexen. Die Unruhe oder die Gefahr, die ich meine, hält sich in unserem Haus auf. Dort hat sie sich festgesetzt, und damit muß ich fertig werden, John.«
»Wir müßten schneller fahren.«
Sie schüttelte den Kopf. »Das kannst du bei diesem Nebel und bei dem schmalen Weg nicht riskieren, John. Behalte dein Tempo ruhig bei. Vielleicht haben wir Glück.«
Darauf wollte ich mich zwar nicht verlassen, hatte jedoch eine andere Frage. »Würdest du denn merken, wenn sich die Gefahr verdichtet und eskaliert?«
»Wie bitte?«
»Also… wenn sie über die Personen zusammenbricht und es zu einer schlimmen Tat kommt.«
»Ich glaube ja.«
»Dann bin ich etwas beruhigter.«
Sie drückte sich im Gurt nach vorn. »Du solltest allerdings mehr links fahren.«
»Weshalb? Ich…«
»Es kommt uns etwas entgegen«, flüsterte sie. »Ich sehe einen großen Schatten…«
Das Mädchen hatte sich nicht geirrt. Ich war gerade noch rechtzeitig zur Seite ausgewichen, wo sich ein Vorder- und ein Hinterrad durch die weiche Erde wühlten, als vor mir zuerst zwei verschwommene Glotzaugen erschienen, aus denen der Schatten hervorwuchs wie ein dunkles Ungeheuer.
Ein Lastwagen!
Er donnerte haarscharf vorbei, so daß ich Angst um meinen zweiten Außenspiegel bekam. Beladen war der Laster mit Torfballen.
»Das war knapp«, sagte ich und atmete tief durch.
»Die Fahrer nehmen oft keine Rücksicht, John. Sie denken, die Straße gehört ihnen. Wir werden jetzt in das Abbaugebiet kommen. Es ist allerdings schon die Grenze. Die großen Flächen liegen tiefer im Südwesten.«
Wegen des weichen Untergrundes war es mir doch zu riskant, mit zwei Rädern auf ihm zu fahren, deshalb lenkte ich den Rover wieder auf die Wegmitte.
An die Unebenheiten hatte ich mich gewöhnt. Das Schaukeln und Stoßen machte mir nichts mehr aus. Irgendwann gewöhnte man sich auch an diese unangenehmen Dinge.
»Wie lange müssen wir noch fahren?«
»Vielleicht fünf Meilen, meine ich.«

»Gut. Und die Umgebung?«

»Wird sich ändern. Buckland in the Moor ist von Wäldern umgeben. Die haben den Ausbrechern aus Dartmoor schon oft als Verstecke gedient. Aber der Sumpf hat sie immer bekommen. Manchmal auch die Wärter.«

Wir rollten weiter in die graue, allmählich weichende Düsternis.

Auch der Dunst lag nicht mehr so dicht. Öfter als sonst flatterte er fahnengleich auseinander.

Das Gebläse brachte die Außenluft in den Wagen. Sie kühlte und roch nach brakigem und fauligem Wasser ebenso, wie nach allmählich absterbenden Pflanzen.

Auf den Komposthaufen der Friedhöfe kann man diesen Geruch auch finden. Ich hatte an diesen Orten oft genug zu tun, so daß mich der Moorgeruch nicht störte.

Julies Nervosität nahm von Minute zu Minute zu. Zwar saß sie fast bewegungslos neben mir, aber ihre Finger spielten an der Unterlippe und zogen dort die trockene Haut ab. Irgend etwas mußte sie sehr beschäftigen. Mir gelang es auch, einen Blick in ihre Augen zu erhaschen, wo sich die Pupillen wieder verändert hatten, jedenfalls glaubte ich das.

»Bitte, Julie…«

Sie schüttelte den Kopf. »Sprich mich nicht an. Sprich mich jetzt nicht an!«

Ihre Stimme hatte hektisch geklungen. Sie holte nur noch schnappend Luft. Etwas mußte ihre Brust zusammenpressen.

Ich hielt den Mund. Sicherheitshalber fuhr ich langsamer, denn ich war auf alles gefaßt.

»Nein, nicht!« hauchte sie, »Nein, bitte nicht!« Ihr Gesicht zeigte eine unsagbare Qual. Aus den Augen floß die helle Flüssigkeit der Tränen. »Warum?« schrie sie. »Warum?«

Mir wurde ihr Verhalten allmählich unheimlich. Sicherheitshalber fuhr ich langsamer.

Ein Schüttelfrost jagte durch den Körper des Mädchens. Julie warf den Kopf zurück und hielt die Augen weit offen, als könnte sie so in unbekannte Fernen schauen.

Ich hatte dabei das Gefühl, in ein Spannungsfeld geraten zu sein.

Der Körper des Kindes strahlte dieses Feld ab, das auch mich nicht ausließ und mich in seinen Bann zog.

Die Umgebung veränderte sich. Zwar schaute ich noch gegen die breite Frontscheibe, dahinter aber sah ich keinen Nebel mehr, auch nicht den Fortlauf der Straße.

Schatten tanzten über den Weg. Geisterhafte Wesen, ein Mann und eine Frau mit bleichen Gesichtern, die angstverzerrt waren. Ihre Münder standen weit offen.

Etwas Glänzendes schoß auf sie zu.
Ein Messer!
Dann sah ich rote Wolken, als wäre ein Faß mit Blut regelrecht explodiert.
Das Bild verschwand.
Ich atmete tief. Mein Herz schlug rasant, viel zu schnell. In meinem Kopf saß ein starker Druck, aber das interessierte mich jetzt nicht. Für mich war das Mädchen wichtig.
Julie hatte sich verausgabt. Sie hing im Sitz und atmete nur noch stockend. Ihre Lippen bewegten sich, und es sah so aus, als würde sie ständig lächeln.
Ich faßte sie an, und hatte sie kaum mit den Fingerspitzen berührt, als es zwischen uns funkte, als wäre E.T. gekommen, um einen Kontakt aufzunehmen.
Hastig zog ich meine Hand zurück und schaute zu, wie sich Julie schwerfällig umdrehte, damit sie mich anschauen konnte. Ihr Gesicht war kalkbleich. Der harte, andere Ausdruck hatte ihre Augen verlassen. Sie schauten wieder normal, wenn auch sehr deprimiert und traurig.
»Was ist passiert?« erkundigte ich mich leise.
»Furchtbar«, hauchte sie stotternd. »Es ist etwas Grauenvolles passiert.«
»Das Hexen-Trio?«
»Nein, nicht.«
»Was dann? Bei dir zu Hause…?«
Die Hände scheuerten auf dem Stoff der Jeans. »Ja«, sagte sie leise. »Das muß es sein, glaube ich…«

***

Die Gladstones waren gläubige Menschen und gingen, wenn es die Zeit erlaubte, jeden Tag in die Kirche zur Frühmesse. Besonders in schweren Zeiten hatte ihnen das Gebet stets geholfen, und jetzt waren die Zeiten wieder schwer geworden, denn sie vermißten seit Tagen ihr Enkelkind Julie. Das Mädchen war verschwunden, ohne ihnen Bescheid zu geben, und die alten Leute litten unter der quälenden Sorge. Es gab nur einen Menschen, mit denen sie darüber sprechen konnten. Das war der Pfarrer Elton Fanry. Er gehörte auch zu den älteren Menschen im Ort und kannte die Gladstones seit langem. Er wußte auch, daß die beiden mit ihm reden wollten, wenn sie nach der Messe sitzen blieben.
Die Kirche hatte auch ihren letzten Besucher entlassen. Nur das Ehepaar Gladstone saß in der ersten Reihe, wartete und starrte auf den kleinen Altar.
Es war feucht in der Kirche. Für eine Heizung hatte bis zum heutigen

Tag das Geld gefehlt, so konnte sich auch niemand darüber mokieren, daß grüngelber Schimmel an den Wänden hochkroch und dort eine Schicht hinterließ.

Zweimal im Jahr reinigten die Gläubigen die Kirche von innen.

Da wurde auch der Schimmel abgekratzt. Leider wuchs er so schnell nach, daß man fast zuschauen konnte.

Der Pfarrer trat aus der Sakristei. Seine Schritte waren deutlich zu hören. Sie hinterließen Echos auf den kahlen Wänden. Er war ein kleiner Mann, sein faltiges Gesicht zeigte einen gutmütigen Ausdruck, und das Lächeln lag stets wie eingemeißelt auf seinen dünnen Lippen.

»Ihr habt auf mich gewartet?«

»Ja, Elton.« Wenn das Ehepaar mit dem Pfarrer allein war, duzten sie sich.

Der Geistliche strich durch sein schütteres, blasses Haar. »Sie ist noch immer nicht zurück?«

»Nein«, sagte Mrs. Gladstone.

»Wie lange ist sie jetzt verschwunden?«

»Eine Woche genau«, lautete die leise Antwort.

»Gütiger Lord, da kann viel geschehen«, sagte der Pfarrer, »aber wir sollten die Hoffnung nicht aufgeben. Wo das Dunkel herrscht, leuchtet auch stets ein Licht. Wir sollten beten. Vielleicht stellt sich auch alles als harmlos heraus…«

»Das glaube ich nicht, Elton«, sagte der Mann. »Du weißt, daß Julie von einem Geheimnis umgeben ist. Sie besitzt das Zweite Gesicht.«

»Das glaubt ihr.«

»Aber es stimmt!« sagte Mrs. Gladstone. Sie hatte die Hände aufeinandergelegt. Es waren Finger, die von einer lebenslangen Arbeit zeugten. »Julie sieht so manche Dinge, die anderen Menschen verborgen bleiben. Das mußt du uns glauben.«

»Es fällt mir sehr schwer, mich mit diesen Dingen auseinanderzusetzen. Wir leben in einer Umgebung, die dafür bekannt ist, daß sie – ich will mal sagen – Gestalten produziert, die eigentlich nur in den Sagen, Legenden und Phantasien der Menschen bestehen. Aber hier glaubt man noch an gewisse Dinge.« Er hob die Schultern. »Ich habe zeit meines Lebens dagegen angekämpft. Es war der Kampf gegen die berühmten Flügel der Windmühle.«

»Julie ist anders!« behauptete ihr Großvater.

»Nun gut, das sagt ihr, die ihr sie besser kennt. Was aber wollt ihr tun, wenn sie morgen und übermorgen nicht zurückkehrt? Der Lehrer wird Fragen stellen, er wird vom Arzt ein Attest haben wollen, um einen Beweis für ihr Fernbleiben in der Hand zu haben…«

»Über diese Dinge haben wir uns noch keine Gedanken gemacht«, sagte Mrs. Gladstone. »Für uns ist Julie wichtiger. Seit dem Tod ihrer Eltern haben wir die Verantwortung übernommen, und wir werden sie

auch nicht aus den Händen geben.«

»Das ist verständlich.« Der Pfarrer nickte. »Ich frage mich nur, wie ich euch helfen kann?«

»Vielleicht wirklich nur durch das Gebet«, flüsterte die Frau.

»Darin schließe ich Julie seit ihrem Verschwinden besonders intensiv ein.«

»Danke.«

Elton Fanry schaute auf seine Uhr. »Seid mir nicht böse, aber ich muß weg und einen Krankenbesuch machen. Den habe ich versprochen.«

»Natürlich. Tut uns leid, wir wollten dich nicht aufhalten.«

»Das habt ihr auch nicht getan.« Der Pfarrer drückte dem Ehepaar die Hände und ging davon.

»Kommst du dir auch so allein vor?« fragte Paul Gladstone nach einer Weile.

»Ja.«

»Ich habe das Gefühl, als würde der Knöcherne bereits seine Hand nach uns ausstrecken. Julie ist anders, sie birgt ein Geheimnis in sich, und keiner hat es bisher lüften können, auch wir nicht.« Er reichte seiner Frau den Arm. »Komm, Mary, laß uns gehen.«

Ebenfalls Arm in Arm verließen sie die Kirche und traten hinaus in den feuchten, kühlen Nebelvormittag. Bis zu ihrem Haus hatten sie es nicht weit. Sie sahen die Strecke stets als einen kleinen Spaziergang an. Der Milchmann begegnete ihnen. Er hatte die Kannen auf den Anhänger geladen und grüßte winkend. »Ich habe die Flaschen vor die Haustür gestellt«, rief er.

»Danke.«

Mary Gladstone lachte leise auf. »Es ist zu viel Milch für uns beide.«

»Ja, wir bestellen trotzdem nicht weniger. Es soll keiner Verdacht schöpfen.«

»Das haben die Leute schon längst.«

»Mir hat niemand etwas gesagt.«

»Aber ich wurde angesprochen. In den Geschäften erkundigte man sich nach Julie. Komisch, sonst sind viele Leute dem Kind aus dem Weg gegangen. Sie war ihnen wohl zu unheimlich, unsere kleine Julie.«

»Sprich nicht von ihr in der Vergangenheit, Mary!« belehrte Paul Gladstone seine Frau. »Ich glaube einfach nicht daran, daß sie tot ist. Sie wird zurückkehren.«

»Sie hat das Böse geweckt, Paul, denke daran.«

»Welches Böse!«

»Das hier lauert«, antwortete er. »Der Sumpf birgt ein Geheimnis. Ich weiß es.«

»Wer hat es dir gesagt?«

Paul Gladstone blieb stehen und schaute über den Wegrand hinweg in die Tiefe des Sumpfes. »Wer weiß«, sagte er mit leiser Stimme, »was unter der Oberfläche lauert.«

»Meinst du denn, daß unsere Enkelin das Geheimnis kennt?«

»Zumindest einen Teil davon.«

»Woher nimmst du den Mut zu dieser Behauptung?«

Paul Gladstone holte tief Atem. »Julie sah in mir einen Vertrauten. Ich habe über das, was ich dir jetzt sagen werde, nie mit dir gesprochen, weil das Kind es nicht wollte, aber glaube mir, Mary, Julie ist mit einem Fluch belastet. Sie ist ein anderes Kind. Sie hat schon gelebt, verstehst du? Julie hat mehrere Leben geführt und ist nie älter als zehn oder elf Jahre geworden.«

Mary Gladstone schluckte. Sie ging einen kleinen Schritt zurück, und ihr Mann mußte sie halten. »Heißt das etwa, daß Julie dann immer gestorben ist?«

»Ja.«

»Du bist verrückt!«

Paul schüttelte den Kopf. »Leider nicht, Mary. Leider täusche ich mich nicht. Ich will dir noch etwas sagen. Eigentlich wäre jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo Julie wieder sterben muß, um später wiedergeboren zu werden.«

Mary Gladstone hatte eine Gänsehaut bekommen. Sie sah noch blasser aus als sonst. »Bitte, Paul, das hast du nur so dahingesagt – oder nicht? Bitte…«

»Nein, meine Gute. Es ist so. Und Julie wußte noch mehr. Ihr Leben, ihre Existenzen hingen mit dem zusammen, was bei uns als Sage umhergeistert. Mit den Existenzen des Hexen-Trios.«

»Das ist doch Lüge!«

»Nicht so laut. Laß uns nach Hause gehen. Dort können wir reden, ohne daß uns jemand hört.«

»Paul, ich fürchte mich so.« Mary wischte ihre schweißfeuchten Hände am Mantelstoff ab. »Das… das kann ich einfach nicht glauben. Es ist zu schrecklich.«

»Aber wahr.«

»Können wir denn nichts machen?«

Paul schaute in den Dunst. »Nein, meine Liebe, wir können nichts tun. Es ist einfach Schicksal.«

Mary faßte dorthin, wo ihr Herz schlug. »Paul, ich muß nach Hause. Ich muß es einfach. Mein Herz. Ich… ich brauche meine Tropfen, verstehst du? Laß uns schneller …«

»Halte durch, es sind nur noch wenige Schritte. Ich werde dir deine Tropfen sofort geben.«

Paul Gladstone hatte Angst um seine Frau. Er wußte ja, daß sie ein schwaches Herz besaß. Er machte sich Vorwürfe, sie mit seinem

Bericht so aufgeregt zu haben.

Bis zum Eingang schaffte es Mary noch. Dort aber mußte sie sich an die Wand der Türnische lehnen. Sie hielt die Augen weit offen, während Paul schon den Schlüssel hervorgeholt hatte und die Tür aufschlug. Sie schwang nach innen, und die Wärme des Ofens strömte den beiden alten Menschen entgegen.

Von ihrem Mann gestützt, taumelte Mary Gladstone in den Flur.

Die Tür schwang zu. Paul zog seine Frau in die Küche, wo die Flasche mit den Herztropfen im Schrank stand.

Er öffnete eine Tür, holte das Fläschchen hervor, während seine Frau sich auf den Stuhl gesetzt hatte.

»Laß die stehen, alter Mann!«

Paul brüllte auf, als er die Stimme vernahm. Die Flasche rutschte ihm aus der Hand, prallte auf den Steinboden der Küche und zerbrach in zahlreiche Stücke.

Paul Gladstone starrte darauf, als könnte er nicht glauben, und vernahm gleichzeitig das lange Seufzen und den röchelnden Atemzug seiner am Tisch sitzenden Frau.

Er drehte sich und erlebte einen der fürchterlichsten Augenblicke seines Lebens.

Marys Oberkörper sank nach vorn und damit der Tischplatte entgegen, die von einer weißen Decke verborgen wurde. Jetzt wirkte der Stoff wie ein Leinentuch.

Schwer schlug sie mit der Stirn auf, und dieses Geräusch war einfach furchtbar – und so endgültig!

»Mary!« flüsterte der alte Mann. Dann noch einmal. »Mary!« Er lief mit einem torkelnden Schritt auf den Tisch und seine Frau zu.

Dann schrie er plötzlich: »Maryyy…!«

Ihr Kopf war auf die Seite gerutscht. Obwohl kein Licht in der Küche brannte, war es hell genug, um das Gesicht der Frau zu erkennen. So starr, so ausdruckslos, so bleich…

Das Gesicht einer Toten!

Er wollte es nicht glauben. Mary tot, so plötzlich und auf diese verdammt miese Art und Weise. Vierzig Jahre kannten sie sich. Paul hatte sie aus Exeter geholt, bevor sie heirateten und sich in Buckland in the Moor niederließen. – 40 Jahre! Und jetzt sollte alles vorbei sein?

Er holte schluchzend Atem. Tränen stürzten aus seinen Augen.

Sie verschleierten den Blick. Er sah alles wie durch eine Wasserwand.

Mary war tot! Ihr Herz hatte versagt. Wer trug daran die Schuld?

Er, Paul? Die Flasche mit den lebensrettenden Tropfen hatte er in der Hand gehalten, als er angesprochen worden war.

Angesprochen von einem Fremden, der hinter ihm stand, der einfach nicht her gehörte.

Paul schüttelte den Gedanken an einen Dieb oder Einbrecher ab.

Für ihn war allein seine Frau interessant. Sie lag mit der linken Gesichtsseite auf der Tischplatte, ein Arm hing nach unten. Die Fingerspitzen baumelten dicht über dem Boden. Sie sah aus, als würde sie schlafen. Tatsächlich schlafen? Möglicherweise war sie dann nicht tot. Vielleicht schlief sie nur, hatte einen Schwächeanfall bekommen oder war bewußtlos.

Er wollte auf seine Frau zustürzen und sie hochziehen, dagegen hatte der Fremde etwas.

Bisher hatte er alles über sich ergehen lassen und nicht eingegriffen. Jetzt tauchte er aus dem Dunkel hinter der Tür auf, wo er gelauert hatte.

Etwas schob im Halbkreis durch die Luft, warf einen metallischen Glanz und griff zu.

Es war der Haken, der sich auf die Schulter des alten Mannes legte und diesen mitten in der Vorwärtsbewegung stoppte. Ahmet beherrschte diese künstliche Hand meisterhaft. Er konnte sie drehen, wenden, nach vorn schieben und auch zurückziehen.

Das tat er jetzt!

Paul röchelte, als ihn die Gewalt nach hinten zog. Er hatte Mühe mit dem Gleichgewicht, stieß einen Arm in die Luft, bewegte die Finger und wäre trotz aller Bemühungen gefallen, hätte Ahmet nicht noch mit der anderen Hand zugegriffen und ihn gedreht.

»Nun reg dich ab, alter Mann!« keuchte er. »Du hättest die Flasche nicht hinzuwerfen brauchen.« Er grinste Paul an, der in das fremde Gesicht starrte und auch weiterhin den Druck des Hakens auf seiner Schulter spürte.

Mary ist tot, dachte Paul. Und dieses Schwein grinst noch. Der Mann freut sich über Marys Tod.

»He, Waldo, ich glaube…«

»Du freust dich, nicht?« flüsterte Paul. »Du freust dich darüber, daß sie tot ist – oder?«

»He, was soll das?«

»Ja, du freust dich? Ich sehe es dir an, verdammt! Du hast es geschafft. Du bist…«

Über Paul brach etwas zusammen. Es waren einfach die Panik und die Trauer, die sich vereinigten und ihm den normalen Verstand raubten. Er konnte nicht mehr nachdenken, wollte es auch nicht, sah nur dieses fremde Gesicht, und die ihn überspülende Wut verzeichnete es zu einer ballonartigen Fratze. Für Paul war dieser Mann der Teufel, und den Teufel mußte man bekämpfen, das wußte Paul.

Deshalb griff er an.

Er nahm auf nichts mehr Rücksicht. Woher er die Kraft holte, wußte er selbst nicht.

Er schlug einfach hinein in dieses Ballongesicht. Er hörte es klatschen, er drosch weiter zu, bewegte die Arme wild und unkontrolliert, vernahm auch einen Fluch, und dann spürte er etwas Heißes, Würgendes, das in seinem gewaltigen Schmerz explodierte.

Er glaubte, Blut zu sehen und dazwischen einen langen, glänzenden Stab, der aussah wie ein Messer.

Der Schmerz war grauenhaft. Er fraß ihn auf, er zog ihn hinein in einen Strudel. Paul wollte noch schreien, dabei spürte er nicht einmal, wie er neben dem Tisch zu Boden schlug. Eine nie mehr abreißende Schwärze hatte sich über sein Bewußtsein gelegt.

Paul würde nie mehr atmen…

Ahmet, der Hakenmann, trat keuchend zurück. Er wischte über sein Gesicht. Seine Nase war von einem der ersten Schläge des alten Mannes getroffen worden und blutete. Jetzt lag der Mann am Boden und rührte sich nicht mehr. Die Klinge hatte ihn erwischt. Sie war aus der Halterung am Arm gesprungen wie ein Wurfpfeil, und auch der dicke Stoff des Mantels hatte sie nicht stoppen können.

Ahmet schüttelte den Kopf. »Du Idiot«, flüsterte er. »Du bist ein verdammter Idiot, du alter, sturer…«

»Nein! Der Idiot bist du!«

Ahmet zuckte zusammen, als er hinter sich Waldos harte Stimme vernahm. Er hatte den Anführer nicht kommen hören. Jetzt stand Waldo in der Tür, während sich Ahmet langsam umdrehte.

Waldos Blick war eisig. Er wanderte über die beiden Toten hinweg und blieb am Gesicht des Mörders haften. »Du hast ihn umgebracht!« erklärte er. »Du hast ihn in dein verfluchtes Messer laufen lassen. Du trägst die Schuld daran, daß er…«

»Was hätte ich denn machen sollen?« keuchte Ahmet. »Er hat mich angegriffen. Er schlug auf mich ein.«

»Ja, ein alter Mann.«

»Richtig, Waldo. Er geriet in Wut. Meine Nase hat er getroffen. Ich konnte ihn nicht bremsen.«

»Du hättest ihn nicht töten sollen.«

»Es war ein Versehen!«

Waldo lachte böse. »Ja, ich weiß, es war ein Versehen. Nur wirft uns dieses Versehen verdammt weit zurück. Wir hätten schon aus ihnen herausbekommen, wo sich die Kleine befindet. Jetzt aber können wir wieder von vorn anfangen. Bei Allah, was bist du nur für ein Idiot! Ich könnte dich vernichten.«

Ahmet schaute zu Boden. »Es tut mir leid, Waldo, aber es kam einfach über mich.«

»Durch deine Unbeherrschtheit wirst du noch alles zerstören, alles. Jetzt können wir wieder von vorn anfangen. Das Kind ist so wichtig. Begreife das mal.«

Ahmet nickte. »Ich weiß es.«

Waldo hatte sich wieder gefangen. »Es ist nun mal nicht zu ändern.« Er schaute auf die beiden Toten. »Schaff die Leichen in den Keller. Danach durchsuchen wir das Haus.«

»Ist gut.«

Ahmet fand die Tür zum Keller. Niemand half ihm, als er die Toten in die dunkle Tiefe schaffte.

Nachdem er die Arbeit erledigt hatte, fand er Hamir und Waldo in der Küche. Die beiden dachten nach und sprachen darüber, wie es weitergehen sollte.

Waldo hatte schon einen Vorschlag parat. »Wir werden das Haus durchsuchen!« erklärte er. »Vielleicht finden wir irgendwo einen Hinweis auf den Aufenthaltsort des Mädchens. Die Kleine kann sich ja nicht in Luft aufgelöst haben.«

»Das hat sie bestimmt nicht, Waldo«, sagte Ahmet schnell.

»Halt dein Maul, Idiot! Ihr beide bleibt bei der Durchsuchung zusammen, klar?«

»Ja.«

Eine halbe Stunde später trafen die Männer wieder zusammen.

Ihren Gesichtern war abzulesen, daß keiner von ihnen Erfolg gehabt hatte, und Waldo wurde noch wütender.

»Ich möchte dir am liebsten ein Monogramm in den Schädel schnitzen, Ahmet!« keuchte er. »Du hast uns alles versaut. Die beiden Alten hätten geredet!«

Hamir wollte die Situation entschärfen. »Was machen wir denn jetzt?« fragte er.

»Warten!«

»Auf das Mädchen?«

»Ja, auf wen sonst?«

»Und wenn jemand anderer kommt?«

Waldo grinste knapp. »Der Keller ist noch groß genug, glaube ich…«

Damit war alles gesagt!

***

Ich hatte Julie einfach eine Pause gönnen müssen. Seit Minuten hatte sie kein Wort mehr gesprochen, während ich eine Zigarette rauchte und sich der aus dem Fenster dringende Qualm mit dem Dunst draußen vermischte. Das Mädchen hatte die Tränen nicht zurückhalten können. Sie weinte. Ich war froh, daß Julie es konnte. So reagierte sie völlig normal, auch wenn in ihr diese außergewöhnlichen Kräfte steckten.

Noch immer wußte ich nicht, welch ein Geheimnis das neben mir sitzende Mädchen umgab. Ich kannte Julie jetzt schon recht lange, war ihr aber nie nähergekommen. Wenn ich bestimmte Themenkreise

ansprach, hatte ich den Eindruck, gegen eine Eiswand zu reden, so ein dicker Panzer lag um sie herum.

»Blut!« flüsterte sie plötzlich. »Ich… ich habe Blut gesehen. Weißt du, was das bedeutet, John?«

Ich konnte es mir denken, tat aber so, als wüßte ich es nicht.

»Nein, Julie.«

»Das Blut ist ein Zeichen für den Tod. Es zeigt mir an, daß jemand gestorben ist. Eine Person, die mir nahesteht.«

»Da gibt es nur deine Großeltern«, sagte ich vorsichtig.

»Ja, so ist es. Sie leben nicht mehr, ich spüre es genau. Sie sind tot, das Blut hat es mir bewiesen. Es gibt sie nicht mehr. Man hat sie umgebracht.«

»Wer?«

»Ich weiß es nicht.«

»Die Personen, die auch dich töten wollen? Dieses Hexen-Trio? Die drei…«

»Nein!« rief sie mit zitternder Stimme. »Nein, sie waren es nicht. Es müssen andere gewesen sein.«

Ich räusperte mich. »Julie, bei allem Respekt vor deinen Fähigkeiten, ich kann mir nicht vorstellen, daß es noch jemand gibt, der deine Großeltern töten will. Was hätten die anderen damit erreicht?«

»Es waren nicht die Hexen!«

»Sind deine Großeltern denn so verhaßt, daß sie Feinde haben, die sie unbedingt umbringen wollen?«

Sie hob die Schultern. »Ich kann dir nur sagen, was ich gespürt habe. Mehr nicht.«

Ich legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Laß es gut sein, Julie. Wir werden den Rest der Strecke fahren, dann kannst du genau sehen, ob deine Großeltern tatsächlich nicht mehr leben oder ob du dich geirrt hast. Einverstanden?«

»Sie sind tot!«

Ich drehte den Zündschlüssel und startete. Der Wagen rollte sanft an und schaukelte wieder durch das erste Schlagloch. Natürlich gingen mir die Bemerkungen des Mädchens nicht aus dem Kopf.

Hatte Julie tatsächlich recht mit ihnen gehabt?

Sie war eine außergewöhnliche Person. Sie besaß das Zweite Gesicht, sie war mit seherischen Fähigkeiten ausgestattet, und sie besaß metaphysische Kräfte. Aber auch sie konnte sich irren, und ich hoffte stark, daß sie sich geirrt hatte.

Julie schneuzte ihre Nase. Sie sagte jetzt nichts mehr, sondern schaute geradeaus durch die Scheibe. Es war heller geworden.

Allerdings blieb der Dunst, auch wenn er sich jetzt etwas durchsichtiger zeigte. Durch die Schwaden sah ich die Sumpffläche, die sich flach wie ein braunes Meer hinzog. Hier und da standen

abgestorbene Büsche.

Plötzlich schrak Julie zusammen. »Fahr nicht mehr geradeaus«, sagte sie, »nicht mehr…«

»Weshalb nicht? Willst du nicht nach Hause?«

»Rechts, du mußt nach rechts fahren!«

»In den Sumpf?«

»Ja, der Weg ist dort. Ich merke es. Sie sind da. Ich glaube, daß sie da sind!«

»Unsinn!« Ich lachte. »Niemand ist da. Du hast dich…«

»Du sollst tun, was ich dir sage!« Plötzlich hatte sich ihre Stimme verändert. Sie drehte mir den Kopf zu, ich hatte sie auch angeschaut und sah, daß sich ihre Augen abermals verändert hatten.

Jetzt richtete sich der Blick ihrer Pupillen genau auf mich! Julie hatte sich verändert. Äußerlich war sie bis auf den Blick der Augen die gleiche gewesen.

Mich aber erwischte es wie ein Schlag! Ein Treffer auf die Seele, hinein in mein Bewußtsein, das plötzlich von einer anderen Welle überschwemmt wurde.

Ich konnte mich nicht dagegen wehren. Die Welle war da, sie füllte mich aus, ich bekam plötzlich keine Luft mehr, die Umgebung verschwamm vor meinen Augen, sie wurde stockfinster.

Wie lange ich die Schwärze erlebte, konnte ich nicht sagen. Sekunden, Minuten, jedenfalls öffnete ich die Augen wieder und sah alles normal vor mir.

Tatsächlich nur normal?

Nein, da war noch etwas, das meinen Blickwinkel einengte. Zwar konnte ich durch die Scheibe schauen und den Sumpf sehen, auch den über ihm treibenden Dunst, trotzdem bekam ich den Eindruck, als würde alles auf einem Bildschirm schwimmen.

»Hatte ich dir nicht gesagt, daß du nach rechts fahren sollst?« fragte Julie.

»Ja!« Ich gab die Antwort automatisch.

»Warum tust du es nicht, John?«

»Entschuldigung.« Ich kurbelte das Lenkrad in die entsprechende Richtung. Der Übergang von der Straße in den Sumpf war fließend.

Es gab keinen trennenden Graben, und schon wenig später wühlten sich die Reifen des Rover durch die feuchte Erde.

Auf und nieder ging es. Ich sah die Büsche plötzlich tanzen.

Dunstschleier hingen zwischen ihnen wie blasse Tücher.

»Weiter, immer weiter…«

Julies Stimme hallte in meinem Kopf. Ich wußte genau, daß sie mich unter Kontrolle hielt, konnte aber nichts dagegen unternehmen. Die Kraft des Kindes war einfach stärker.

Und so fuhr ich weiter.

Die Strecke ließ sich besser fahren, als ich geglaubt hatte. Ich kam relativ gut durch, auch wenn sperriger Bewuchs oftmals fast wütend gegen die Karosserie hieb.

Dann sah ich den Wald. Er schaukelte vor mir her. Mein Sichtfeld blieb auch weiterhin begrenzt. Als graudunkle Fläche sah ich die dicht stehenden Bäume. Auch zwischen den Stämmen hatten sich die Nebelschleier festgesetzt und streckten sich hoch bis zum kahlen, blattlosen Geäst.

»Gleich«, flüsterte Julie. »Gleich werden wir sie sehen. Ich habe sie gespürt. Sie sind da und warten auf mich. Dann werde ich sie fragen, ob sie meine Großeltern tatsächlich nicht getötet haben. Da kannst du erleben, daß ich mich nicht irrte.«

Sie sprach mehr zu sich selbst, ich konnte ihre Worte nur hören, reagierte allerdings nicht darauf und konzentrierte mich auf das Fahren.

»Jetzt mußt du halten, John.«

Mein Fuß drückte das Pedal nach unten. Der Wagen schaukelte noch einmal nach, dann stand er.

»Schau zum Wald hin!«

Ich konnte nicht viel erkennen, aber zwischen den Bäumen glaubte ich, eine Gestalt zu sehen, die sich in die feinen Dunstschleier hineingedreht hatte.

War das eine der Hexen?

Da öffnete Julie die Tür. »Ich werde dich jetzt verlassen, John. Alles ist anders gekommen, als ich es dachte. Ich werde mich ihnen stellen. Ich hatte dich gebeten, mir zu helfen, aber du hast mir nicht vertraut. Du denkst, daß ich dich anlüge, daß ich dir etwas vormachen, aber das stimmt nicht. Alles ist wahr, was ich gesagt habe, daran solltest du denken, wenn ich nun gehe.«

Ich tat nichts, um Julie aufzuhalten. Es war mir einfach nicht möglich. So sah ich zu, wie sie ausstieg und den Kragen des Winter-Anoraks aufstellte, um sich vor dem kühlen Wind zu schützen. Ich selbst hatte den Eindruck, als würde ich einen Film miterleben, wahrscheinlich deshalb, weil mein Blickfeld so begrenzt war.

Und Julie ging.

Sie kam mir vor wie eine Traumgestalt. Obwohl sie den Untergrund berührte, hatte ich den Eindruck, als würde sie einfach über ihn hinwegschweben.

Ein kleiner, blonder Engel, der mit dem Tod kokettierte. Denn am Waldrand warteten die drei Hexen.

Ich war jetzt in der Lage, die drei Gestalten zu zählen, dieses furchtbare Hexen-Trio. Sie glichen den alten, verfaulten, knorrigen Büschen. Auf ihren Köpfen wuchsen helle Haarfäden, die der Wind wie ein Gespinst bewegte.

Warum stieg ich nicht aus? Weshalb ging ich nicht hinter Julie her und hielt sie zurück? Sie lief in ihr Verderben, die anderen wollten sie töten.

Es war das Schlimmste an meiner Situation. Ich bekam alles mit, konnte völlig normal denken und auch Entschlüsse fassen. Nur war es mir nicht möglich, sie in die Tat umzusetzen.

So blieb ich sitzen und schaute zu, wie sich Julie den drei Hexen näherte.

Sie warteten auf das Mädchen. Ein alter Fluch hielt Julie umklammert. Ein Todesfluch, der irgendwann in der Vergangenheit ausgesprochen worden war und sie nicht mehr losließ.

Julie hatte mich als Helfer geholt und einfach abgeschoben. Sie hatte nicht mehr sterben und erneut wiedergeboren werden wollen.

Weshalb ging sie dann auf die Grandi-Schwestern zu?

Ich kam da einfach nicht mit. Es war zu hoch für mich. Hier hatten sich Kräfte eingemischt, denen ich nichts entgegensetzen konnte. So blieb mir nichts anderes übrig, als auch weiterhin die Rolle des Zuschauers zu spielen.

Die Grandi-Schwestern bewegten sich. Es wirkte auf mich, als würden sie tanzen, so fließend und gleitend waren die Bewegungen.

Sie streckten die Arme hoch, bewegten sich im Halbkreis wieder nach unten und drehten auch ihre Körper. Dabei wiegten sie sich dem ankommenden Mädchen entgegen.

Mir kam es sogar vor, als würden sich die Bäume vor Julie verneigen. Meine Blickperspektive veränderte sich abermals. Von den beiden Seiten her schob sie sich zusammen, und ich konnte nichts, aber auch gar nichts dagegen tun.

Die Schatten schoben sich näher. Der Wald rückte zusammen, er verdichtete sich, bis er nur mehr eine kompakte Masse bildete, die nur einen kleinen Ausschnitt freiließ.

In ihn sah ich Julie gehen.

Dann überkam mich die Dunkelheit. Der Bann ließ nach, das merkte ich, spürte gleichzeitig die Schwäche und kippte zur Seite, wobei ich vom Gurt gehalten wurde.

Aber ich wollte diesen Bann um alles in der Welt lösen. Schräg fuhr meine Hand über den Körper. Sie drang in die Öffnungen zwischen den Knöpfen, meine Finger bewegten sich weiter, auch wenn es mir schwerfiel, ihnen den Befehl zu übermitteln.

Trotzdem schaffte ich es, mit der Hand das Ziel zu erreichen. Es war das Kreuz!

Für mich diente es in diesem Fall als Rettungsanker. Wenn niemand den Bann lösen konnte, das Kreuz würde es schaffen, davon ging ich einfach aus.

Kaum lag meine Hand auf dem silbernen Talisman, als ich den

Gegenstoß spürte, der durch meinen Körper schoß. Plötzlich konnte ich mich wieder normal bewegen, und auch mein Geist war frei. Ein herrliches Gefühl, nicht mehr unter diesem grauenvollen Bann zu stehen. Ich freute mich innerlich, hätte jubilieren können und blieb trotzdem sitzen, weil mir die Umgebung so fremd vorkam.

Ich schaute in den Innenspiegel. Der Weg, über den ich gefahren war, zog sich als dunkles Band durch das Moor, in dem ich steckte.

Ich wischte über meine Stirn und dachte an das eben Vergangene, als wäre es ein Traum.

Hatte ich geträumt?

Wind strich über das Moor. Er berührte auch das kahle Geäst der Bäume und ließ es zittern.

Irgendwo am Himmel segelten dunkle Vögel mit lautlosen Flügelschlägen.

Ein Morgen war erwacht, noch lag leichter Nebel über dem Land, und auch ich war erwacht.

Dann kehrten meine Gedanken zurück. Und plötzlich sah ich wieder alles vor mir.

Da war die Fahrt gewesen, Julies ernstes Gesicht, dann der Weg nach Buckland in the Moor und schließlich das Hineinfahren in das Gelände, weil Julie hatte aussteigen wollen.

Den Ausdruck ihrer Pupillen würde ich nie vergessen können. Sie hatte mich mit einem einzigen Blick unter ihre Kontrolle gebracht, damit sie tun und lassen konnte, was sie wollte.

Das hatte sie getan.

Sie war gegangen.

Ich dachte an die drei Grandi-Schwestern, die am Waldrand und nebelumflort erschienen, warteten. Ein gespenstisches Trio, das auf Julie gewartet hatte, um den Fluch fortzuführen.

Aber Julie wollte leben, sie sollte leben, und ich wollte dafür sorgen!

Allerdings nicht hier im Wagen. Ich löste den Sicherheitsgurt und stieß die Tür auf.

Im Rover war es warm gewesen. Die Außentemperaturen lagen knapp über dem Gefrierpunkt. Es schneite nicht, aber der über das Moor streichende Wind war doch ziemlich kühl, als er mir ins Gesicht wehte.

Wenn ich Sumpfgelände betrete, habe ich stets das Gefühl, mit dem nächsten Schritt in eine Falle zu tappen, aus der es kein Entrinnen mehr gab. Auch jetzt erging es mir nicht anders. Obwohl ich nicht allzuweit von der Straße entfernt war, kam ich mir vor, wie auf einer riesigen Insel stehend. Das Gelände lag brach da, es war flach und menschenfeindlich.

Ich setzte die ersten Schritte und war froh, nicht tief einzusinken.

Der braune Wintergrasteppich hielt mein Gewicht aus. Zudem war

auch Julie den Weg in Richtung Wald gegangen, ohne daß ihr etwas passiert wäre.

Ich orientierte mich an ihren Fußabdrücken, die ich deutlich sah.

In einigen hatte sich schon dunkles Sumpfwasser gesammelt, aber der Boden blieb gleichermaßen fest.

Der Wald stand vor mir, als hätte jemand die Bäume einfach dorthin gestellt. Die meisten wuchsen krumm, andere wiederum höher.

Ihr Geäst hatte sich ineinander verklammert. Auf manchen Ästen hatten Krähen und Raben ihre Plätze gefunden. Sie glotzen neugierig zu mir herunter.

Nahe des Waldes veränderte sich die Beschaffenheit des Bodens.

Zwar wuchs noch immer das Gras, aber die Moose und Flechtengewächse, die im Frühling und Sommer blühten, bildeten jetzt den eigentlichen Teppich. Auch sperriges Unterholz, überragt von Farnblättern, wuchs zwischen den Bäumen.

Ich tauchte hinein.

Der Wald nahm mich auf. Er wuchs auf einem nicht mehr so flachen Gelände. Hügel und kleine Mulden wechselten sich miteinander ab. Auf dem Boden lag noch das braune Laub vom Herbst. Es war zusammengepappt und knirschte nicht einmal, als ich darüber hinwegschritt. Unter dem Laub verborgen lagen zahlreiche, vom Wind abgerissene Zweige, die sich durch den Druck meiner Füße in den Boden schoben.

Es war nichts zu hören. Der Wald schwieg. Zwischen den Stämmen sah ich noch die letzten Nebelreste des frühen Morgens. Es war alles sehr still und auch irgendwie unheimlich.

Vor einer Mulde blieb ich stehen. An ihrer tiefsten Stelle schimmerte dunkles Wasser. Ich dachte darüber nach, wo sich Julie wohl hingewandt haben könnte, denn Spuren, wie vor dem Wald entdeckte ich hier nicht. Sie und das gespenstische Trio schienen sich in Luft aufgelöst zu haben. Sehr wohl war mir nicht, als ich mich umschaute und nach einer Lücke suchte, sie aber nicht fand.

Es war einfach wie verhext. Hinzu kam, daß ich mich in der Umgebung nicht auskannte, ich war einfach zu fremd, und dieser verdammte Wald konnte mir auch keine Antwort auf meine Fragen geben.

Ich umrundete die Mulde. Von der Straße her vernahm ich das Brummen eines Automotors. Das Geräusch kam mir vor, als wäre es in einer anderen Welt aufgeklungen.

Stehenbleiben konnte ich hier auch nicht, so suchte ich mir den weiteren Weg. Die Mulde hatte ich rasch hinter mir gelassen und bewegte mich weiter in die Tiefe des Waldes hinein, der von einem Zelt der Stille umwoben wurde.

Plötzlich änderte sich dies.

Schreie klangen auf.
Schrill und krächzend, aber nicht von einem Menschen ausgestoßen. Julie konnte es nicht gewesen sein.
Ich hatte meine Schritte gestoppt und schaute mich um. Dabei drehte ich mich ziemlich schnell auf der Stelle, und das Geäst über mir wurde zu einem regelrechten Karussell.
Zweige wie braune Arme. Dazwischen die Lücken, darüber der graue Himmel ohne Sonne, und dann die beiden Gegenstände, die aus dem Grau in den Wald hineinfielen, noch gegen einen Stamm prallten und mit verdrehten Köpfen vor meinen Füßen liegenblieben.
Es waren zwei Vögel!
Raben, denen jemand den Hals umgedreht hatte. Jetzt wußte ich auch, wer diese Schreie von sich gegeben hatte.
Mir wurde noch kälter, als ich auf die Tiere starrte. Einige Federn segelten noch zu Boden.
Wer hatte die Tiere gekillt?
Ich blickte in die Höhe. Von dort waren sie schließlich gekommen.
Zuerst entdeckte ich nichts, bis ich schräg vor mir im Geäst eines Baumes eine fließende Bewegung erkannte.
Dort war jemand dabei, in die Tiefe zu klettern. Er rutschte den Baumstamm runter.
Obwohl mich der Blick des Mädchens gebannt hatte, kehrte meine Erinnerung doch zurück. Diese Person, die dort am Baumstamm in die Tiefe glitt, gehörte zu den drei Grandi-Schwestern.
Sie war noch ziemlich weit von mir entfernt, zudem konnte ich nicht auf direktem Weg zu ihr hinlaufen, ich mußte einen Bogen schlagen, aber das war kein Problem.
Leider kam ich auf dem Boden nicht so gut weg. Er war an einigen Stellen doch glatter, als er aussah, und die Hexe erreichte den Untergrund früher als ich den Baum.
Ich sackte etwas in den Knien ein, drehte mich noch, dann fuhr sie herum.
Ich hörte ihren wilden Schrei, der überging in ein schrilles Lachen.
Beides war für sie so etwas wie ein Startsignal, denn sie flüchtete vor mir tiefer in den Wald.
Klar, daß ich die Verfolgung aufnahm…

***

Der Mann, der in Buckland in the Moor eine kleine Bäckerei betrieb, schaute verdutzt aus der Wäsche, als er die Ladenklingel hörte und ein Mann das Geschäft betrat, der aussah wie ein Chinese.
Der Bäcker kippte die frischen Brötchen aus dem Korb in die Lade und wandte sich dem Kunden zu, der grüßend vor der alten Holztheke stehengeblieben war.

»Gu… guten Morgen«, gab der Bäcker zurück. »Was kann ich für Sie tun, Mister?«

Suko lachte. »Wissen Sie, hier duftet es so herrlich frisch. Da möchte ich gern zugreifen.«

»Brötchen?«

»Ja.«

»Wie viele?«

»Zwei, bitte.«

»Okay.«

»Haben Sie auch Käse oder Schinken?«

»Käse.«

»Dann legen Sie doch bitte auf jedes Brötchen zwei Scheiben.«

»Das mache ich.« Die Frau des Bäckers erschien. Sie war klein, rundlich, hatte ein freundliches Gesicht mit roten Wangen und trug das graue Haar zu einem Knoten im Nacken gebunden.

»Okay, Thelma, ich muß wieder in die Backstube.« Mit einem letzten mißtrauischen Blick verließ der Mann seinen Laden. Der Kunde war ihm nicht geheuer.

Suko hatte die Frau richtig eingeschätzt. Sie gehörte zu den neugierigen Personen und stellte auch sofort die entsprechende Frage.

»Sie kommen von weit her, nicht?«

»Sieht man das?«

»Natürlich.« Die Frau schnitt die beiden Brötchen auf. »Ich habe dafür einen Blick.«

»Ja, ich bin von London hergefahren. Das heißt, man flog mich bis Exeter. Dort habe ich mir dann einen Wagen genommen.«

»Dann gehört dieser Gelände-Toyota Ihnen?«

»Richtig.«

»Ich hatte mich schon gewundert. Das Fahrzeug ist hier nicht bekannt.« Sie schnitt den Käse und fragte: »Möchten Sie auch Kaffee?«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Madam?«

»Nein, ich habe eben frischen aufgebrüht. Warten Sie einen Moment.« Die Bäckersfrau verschwand und kam mit zwei Tassen zurück. Suko hatte am Schaufenster gewartet und auf die Straße geschaut, wo kaum Betrieb herrschte. Er sah noch einige Kinder auf dem Weg zur Schule, die Erwachsenen jedoch hielten sich zurück.

»Ihre Brötchen, Mister.«

»Oh, danke.« Suko drehte sich wieder um. Beide lagen auf der Theke. Daneben stand der Kaffee. Er duftete, und Suko lobte ihn schon vor dem ersten Schluck, was der Frau natürlich gefiel.

Dann aß der Inspektor die frischen Brötchen und sparte auch hier nicht mit Komplimenten.

»Mein Mann backt zweimal am Morgen. Gleich werden einige Arbeiter kommen und sich damit eindecken. Haben Sie hier auch

beruflich zu tun, Mister?«

Suko nickte. »So kann man es nennen, obwohl mein Besuch mehr privater Natur ist.«

Die Frau wurde neugierig, doch Suko ließ sie zappeln. Er aß erst das Brötchen auf, und die Bäckerin hielt es nicht mehr länger aus.

Sie stemmte ihre Hände auf ein Thekenbrett und beugte sich vor.

»Darf man fragen, Mister, wem Ihr Besuch gilt? Nichts gegen Sie persönlich, aber ein Chinese hat bisher unser Dorf noch nicht besucht. Oder sind Sie Japaner?«

»Nein, Chinese, Madam. Sie haben schon sehr gut beobachtet, wirklich. Mein Besuch gilt eigentlich zwei älteren Menschen aus dem Ort. Es sind die Gladstones.«

»Ach so.«

»Ja, und bei Ihnen wohnt doch Julie, das Enkelkind. Die Kleine müßte ich eigentlich sprechen. Sie wissen ja, daß ihre Eltern umgekommen sind. Ich bin von einem Anwalt geschickt worden. Es gibt da noch einige geldliche Dinge, die ich regeln muß. Sie wissen ja, so etwas zieht sich manchmal sehr in die Länge.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen.«

Suko lobte noch einmal das Brötchen und auch den Käse, bevor er eine weitere Frage stellte. »Wissen Sie denn, ob die Gladstones zu Hause sind, Madam?«

»Natürlich sind die zu Hause.«

»Das ist gut. Auch Julie?«

Da wischte die Frau verlegen über das Thekenbrett und hob die Schultern. »Tja, Mister, wissen Sie, das ist etwas schwieriger.«

»Wieso?« Suko biß in das Brötchen.

»Wir hier im Ort haben die Kleine lange nicht mehr gesehen.«

»Dann ist sie gar nicht hier. Wie schade!« Suko legte einen bedauernden Klang in seine Stimme.

»So dürfen Sie das nicht sehen, Mister. Sie ist wahrscheinlich krank, die Arme.«

»O je. Was hat sie denn? Doch nichts Schlimmes?«

»Das weiß ich auch nicht. Jedenfalls war sie einige Tage schon nicht mehr in der Schule.«

»Aber zu Hause ist sie?«

»Das nehme ich doch an.«

»Na, dann werde ich mal mit den Leuten reden.« Suko schluckte den letzten Bissen runter und trank den Rest Kaffee. »Wo kann ich die Gladstones denn finden?«

»Das ist ganz einfach. Sie wohnen etwas außerhalb. Fahren Sie tiefer in den Ort hinein, dann passieren Sie eine Kirche. Nehmen Sie den Weg, der ins Moor führt.«

»Ist der nicht gefährlich?«

»Später schon, doch die Gladstones wohnen nicht weit entfernt. Achten Sie auf ein einzeln stehendes Haus auf der linken Seite.«

»Ich danke Ihnen sehr für die Auskünfte.«

Die Frau streckte ihren Kopf über die Theke. »Ich will ja nicht neugierig sein«, sagte sie flüsternd, »aber ist die Summe hoch, um die es geht?«

»Können Sie schweigen, Madam?«

Die Frau zog sich sofort zurück. »Den Witz kenne ich, Mister. Bitte, verschonen Sie mich damit.«

Suko mußte lachen. »Ich darf Ihnen nichts sagen. Tut mir wirklich leid. Die Brötchen waren hervorragend, auch der Kaffee. Was bin ich Ihnen schuldig?«

Die Frau nannte den Preis, und Suko zahlte. Freundlich verabschiedete er sich, während die Bäckersfrau ziemlich sauer war. Suko hatte sie neugierig gemacht.

Sein Wagen parkte vor dem Geschäft. Zwei Schulbuben schauten ihn sich an. »Kann man damit auch durch das Moor fahren?« fragte einer von ihnen.

»Das glaube ich nicht.«

»Schade.«

»Wieso?«

»Ich wäre gern mitgefahren.«

»Und ich auch!« sagte der zweite.

»Vielleicht später mal.« Suko stieg ein. Er hatte die Wegbeschreibung nicht vergessen, brauchte auch nicht zu wenden und fuhr die Straße weiter durch.

Suko hatte Zeit, jetzt, wo er in Buckland in the Moor angekommen war. Um seine Lippen zuckte ein Lächeln. Bisher hatte sich alles leichter ergeben, als er sich vorgestellt hatte, nur eines störte ihn gewaltig. Er wußte, daß auch sein Freund und Kollege John Sinclair sich hier aufhielt. Nur hatte er dessen Rover noch nicht zu Gesicht bekommen. Möglicherweise traf er John bei den Gladstones.

Suko konzentrierte sich auf die Kirche. Ihr Turm war für ihn der beste Wegweiser. Er ragte wie ein langer Finger in den Himmel, der die Farbe von stumpfem Blei angenommen hatte. Eine Sonnenscheibe war nicht zu sehen. Sie verbarg sich hinter der dicken, kompakten Wand aus Wolken.

Als der Weg schlechter wurde, da hatte er das Ende der Ortschaft erreicht.

Das Haus sollte auf der linken Seite liegen, hatte ihm die Bäckersfrau gesagt.

Suko sah nur eines, das in Frage kam. Gleichzeitig gab er die Hoffnung, John Sinclair dort anzutreffen, auf, denn vor dem Haus stand kein einziges Fahrzeug.

Er stoppte den Leih-Toyota und stieg aus…

***

Die drei Killer aus dem Orient warteten mit der Geduld von Raubkatzen. Zwischendurch hatten sie das Haus noch einige Male auf Spuren untersucht, aber nichts gefunden.

Es gab einfach keinen Hinweis auf das verschwundene Mädchen Julie, und das ärgerte sie. Selbst ihr Zimmer hatten sie durchwühlt, ohne eine Spur zu finden. Nur ein paar Fotos, aber die besaßen sie selbst.

»Wie lange willst du noch warten?« fragte Hamir, der Fahrer. Er und Waldo hielten sich in der Küche auf, von wo sie auch die vom Dorf herführende Straße unter Kontrolle halten konnten. Ahmet befand sich in der ersten Etage. Er wartete im engen Schlafzimmer, dessen Fenster zum Garten hinaus lag.

»Ich weiß es nicht.«

»Und was ist, wenn sich die Kleine vor uns schon jemand geschnappt hat?«

Waldos Blick wurde düster. »Wer sollte es?«

»Die Engländer schlafen auch nicht. Die wissen genau, welch eine Bombe auf zwei Beinen sie in den Händen halten.«

»Nein, nein, wir waren schneller. Schließlich besitze ich gute Quellen, die durch Geld nicht versiegen.«

Hamir hob die Schultern. »Du mußt es wissen.«

Die drei Libyer gehörten zu den dunklen Typen. Ihre Haare waren schwarz, die Haut braun, und ihre Bärte schimmerten ebenso kohlenfarbig wie die Pupillen. Die meisten Orientalen sahen so aus wie sie, nur die wenigsten dieser Völkergruppe waren Killer, aber diese drei gehörten zur Spitze.

Waldo hatte auf dem Küchentisch seinen Platz gefunden. Dabei ließ er die Beine baumeln. »Wenn die Kleine bis zum Einbruch der Dunkelheit nicht erschienen ist, werden wir sie suchen. Klar?«

»Sicher. Aber wo?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»In den Sumpf möchte ich nicht gerade.«

»Es gibt Wege.«

»Die wir nicht kennen.«

»Hör auf, Hamir! Hier werden wir schon Einheimische finden, die uns den Weg zeigen. Für zehn Pfund tun die alles.«

Der Fahrer hob nur die Schultern. Überzeugt hatte ihn sein Boß noch längst nicht. Überhaupt kam ihm Waldo so vor, als wäre er ziemlich nervös geworden. Die beiden Toten, die auf ihr Konto gingen, waren nicht eingeplant gewesen. Nicht daß sie Gewissensbisse gehabt hätten, sie gehörten zu den Männern, die bei ihren tödlichen Jobs so wenig

Spuren wie möglich hinterlassen wollten.
Dieser Vorsatz war nun gebrochen worden.
Hamir holte einen Kaugummi aus der Tasche, und schob ihn sich in den Mund, bevor er an das Fenster trat und die Gardine zur Seite schob. Jetzt war seine Sicht besser. Wenn er den Kopf etwas nach rechts drehte, konnte er die Straße entlang bis zum Eingang der Ortschaft schauen, und von dort näherte sich ein Wagen. Er fuhr mit eingeschalteten Lichtern, rollte ziemlich langsam dahin, als wäre der Fahrer fremd und wollte nach etwas Ausschau halten.
Hamir sagte Waldo Bescheid. Der schob sich neben den Fahrer und schaute ebenfalls in die Richtung. »Wen haben wir denn da?« fragte er leise.
»Keine Ahnung.«
Der Wagen näherte sich. Es war ein geländegängiger Toyota, der auch steile Böschungen überwand und sich auch durch schlammbedeckte Mulden nicht aufhalten lassen würde.
Als er in die Nähe des Hauses kam, bremste der Fahrer.
Die beiden Libyer waren ebenfalls vom Fenster weggetreten.
Auch die Gardine bewegte sich nicht mehr. Durch das feine Muster des Stoffes sahen sie das Fahrzeug, das neben dem Haus stoppte.
»Der will tatsächlich zu uns«, sagte Hamir.
»Los, an die Tür.«
»Okay.«
Hamir kannte sein Geschäft. Er baute sich so auf, daß er von der eintretenden Person nicht entdeckt werden konnte. Durch einen Zuruf gab Waldo dem oben wartenden Ahmed Bescheid, daß Besuch kam.
Dann klingelte es schon.
Über Waldos Lippen huschte ein diabolisches Grinsen, als er die Hand nach der Türklinke ausstreckte…

***

Die Hexe oder wer immer es gewesen sein mochte, hatte mich gelinkt. Ich war sehr schnell gewesen, eigentlich schneller als sie.
Dennoch hatte sie es geschafft, sich vor mir zu verbergen, und das ärgerte mich. Ich blieb schließlich in einem Teil des Waldes stehen, der sehr dicht zusammengewachsen war, so daß ein Mensch große Mühe hatte, ihn zu durchqueren, weil auch das Unterholz zusammenklebte.
Tief holte ich Luft.
Über mir schwebten dünne Nebelschleier. Nicht weit entfernt stiegen sie auf. Wahrscheinlich befand sich dort ein Gewässer, das laufend Nachschub an Dunst produzierte.
Wo steckte die Hexe? Und wo Julie? Befand sie sich in den Händen der beiden anderen Grandi-Schwestern?

Ich hatte die Gestalt gesehen, und sie wußte ebenso über mich Bescheid, deshalb ging ich das Risiko ein und rief sehr laut den Namen des Mädchens.

»Julie…!« Meine Stimme zerriß die Stille des Waldes und wetterte als Echo zwischen den Bäumen, aber ich bekam keine Antwort auf den Ruf.

Unter mir war der Boden weicher geworden. Bis zu den Knöcheln sackte ich fast ein in die Schicht aus Blättern, Moos und abgeknickten Farnen. Die hohen Bäume bildeten um mich herum einen dichten, schweigenden Wall. In ihrer laublosen Kahlheit wirkten sie tatsächlich wie gespenstische Totengrüße aus einer anderen, unheimlichen Welt. Hier hörte ich keine Vogelstimme. Es war eine andere, eine schweigende Welt.

Wieder brüllte ich Julies Namen. Es geschah mehr aus Verzweiflung. Und diesmal bekam ich Antwort.

Darüber erschrak ich selbst, denn die Stimme des Kindes hörte sich dunkel und völlig verfremdet an.

»John?« Ein schaurig klingendes Echo zitterte mir entgegen.

»Verdammt, Julie, wo bist du?«

»Hier! Ich bin hier, John…«

»Wo, zum Teufel?«

»Im Wald!«

Verflixt, das hätte ich mir auch selbst sagen können. Der Wald war groß, er war eine Welt für sich inmitten des Sumpfes, er wuchs auf ziemlich trockenem Hügelgelände, und er bot sicherlich zahlreiche Verstecke, die ich nicht alle durchsuchen konnte.

»Gib mir einen Tip, Julie!«

»Bei ihnen, John!« erfolgte die prompte Antwort. »Ich bin bei ihnen. Die haben mich.«

»Dann hole ich dich raus, Kind!« schrie ich in den Wald hinein.

Auf diese Antwort hatten die Hexen nur gewartet. Sie gaben ihre Erwiderung. Es waren keine brüllenden Stimmen, die mich erreichten, eher ein gefährliches Flüstern, das seinen Weg durch den Wald fand und an meine Ohren drang.

»Ja, komm nur und hole die Kleine hervor. Wir warten auf dich, Mann. Wir warten…«

»John?«

»Ja, Julie!«

»Geh nur weiter. Aber gib acht, du…« Ihre weiteren Worte verstummten plötzlich, als hätte ihr jemand eine Pranke auf die Lippen gepreßt.

Ich sollte also weitergehen und mußte Julies Worten trauen.

Okay, das würde ich gern tun, nur mußte ich damit rechnen, daß sie unter dem Einfluß der Grandi-Schwestern stand, und dieses Hexen-

Trio wartete nur darauf, mich in die Zange nehmen zu können. So einfach jedenfalls wollte ich es ihnen nicht machen.

Mein Kreuz hing bereits außen vor der Brust. Ich hatte auch die Beretta gezogen und sie in meine rechte Außentasche gesteckt, um sie schneller ziehen zu können. Wenn eben möglich, wollte ich die Hexenschwestern mit einer geweihten Silberkugel erwischen.

Die Umgebung kam mir jetzt noch düsterer vor als vor einigen Minuten. Dieser Wald hatte sich verändert. Er stand unter dem bösen Einfluß der Grandi-Schwestern, daran glaubte ich immer stärker. Irgendwo im dichten Unterholz hielten sie sich verborgen.

Vielleicht befand sich dort ihre Höhle, ihr Versteck, denn das Gelände war so geformt, daß sich mühelos eine Höhle hätte hineinbauen lassen.

Kleine Hügel lagen nebeneinander und wechselten sich mit den Schnittstellen, den Tälern, ab.

Die Reste aus Laub, Bodenpflanzen und Moos verdeckten die Tücke des Untergrunds. Ich merkte es jedoch beim Gehen. Manchmal hatte ich den Eindruck, als würde sich der Boden unter mir bewegen, wenn ich mit dem Fuß Druck ausübte.

Hatte man Julie gezwungen, mich in eine Falle zu locken? Würde ich plötzlich an einen nicht sichtbaren Tümpel geraten, der mich dann verschluckte?

Auf einmal sah ich eine der Hexen. Ob es die gleiche war, die den Baumstamm hinabgeklettert war, konnte ich nicht erkennen, jedenfalls erschien sie in meinem Blickfeld. Sie stand plötzlich zwischen zwei Bäumen. Das Farnkraut reichte ihr bis zu den Hüften.

Sie winkte mir sogar zu.

Ich blieb stehen, hob den rechten Arm und zielte mit der Pistolenmündung auf sie.

Die Hexe lachte.

Ich wollte schießen, da hörte ich über mir das gefährliche Knattern, Brechen und Knistern.

Ein Blick reichte mir aus, um erkennen zu können, was dort oben geschah.

Das Geäst des Baumes über mir brannte.

Was da von oben herabfiel, bedrohte mein Leben. Ich wußte nicht, wohin ich zuerst springen sollte, rannte einfach los und hechtete zu Boden, während um mich herum, die Zweige und brennenden Baumarme einschlugen.

Ich hatte meinen Kopf geschützt. Etwas krachte auf meinen Brustkorb. Da die Kleidung zu feucht war, fing meine Kleidung nicht Feuer.

Nach einigen Sekunden richtete ich mich auf. Zuerst schaute ich dorthin, wo die Hexe gestanden hatte. Sie war verschwunden. Es

fielen auch keine Feuerzweige mehr vom Baum, dafür lagen sie in meiner unmittelbaren Umgebung. Nur wenige brannten noch.

Ich wischte über mein Gesicht. Mit diesem letzten Akt hatte mir die Hexe bewiesen, welche Macht sie besaß. Sie war gefährlich. Sie und ihre beiden Schwestern kontrollierten den Wald, was mir wiederum überhaupt nicht gefiel.

Aber ich lebte, und ich würde nicht aufgeben.

An meiner Kleidung klebten Dreck und Pflanzenreste. Ich wischte sie erst gar nicht ab, als ich die Richtung einschlug, aus der die Hexe mich verhöhnt hatte.

Der Boden blieb weich und dabei glücklicherweise so belastbar, daß ich nicht einsackte. Ich konnte relativ normal laufen.

Natürlich hatte sich die Hexe verzogen. Etwas mühsam kletterte ich einen Muldenhang hoch, blieb schließlich neben dem Baumstamm stehen, wo die Hexe stehengeblieben war, und suchte nach einem weiteren Weg, der mich zum Ziel führte.

Auf den ersten Blick war nichts zu erkennen. Es sah jedoch nicht gut aus für mich, der Wald schwieg. Der Wind packte die letzten Rauchschwaden und trieb den Brandgeruch hinter mir her.

Das Hexen-Trio hielt sich gut versteckt. Dabei war ich sicher, beobachtet zu werden.

Nach einer Weile besserte sich meine Sicht, weil die Bäume nicht mehr so dicht standen. Zwischen ihnen befand sich genügend Platz, so daß ich schon wieder auf das Moor schauen konnte.

Es wirkte in dieser Ecke flacher und auch tückischer, davon war ich fest überzeugt. Es bewegte sich nicht, aber es kam mir vor wie ein Spiegel, der nur darauf wartete, betreten zu werden, um mich dann in die Tiefe ziehen zu können.

Davor noch schweifte mein Blick über eine hügelige Graslandschaft, die an einigen Stellen dicht mit Buschwerk bewachsen war, so daß ein Durchdringen fast unmöglich erschien.

Lauerten sie dort? Wo steckte Julie?

Ich zögerte mit dem Weitergehen. Es gefiel mir überhaupt nicht, die Umgebung kam mir noch feindlicher vor als sonst, und ich hatte mich nicht getäuscht, denn ich hörte eine kreischende Stimme über das Moor hallen.

»Die Zeit ist reif, mein Kind. Du bist gekommen, um zu sterben. Der Fluch muß erfüllt werden!«

Ich starrte nach vorn und stand unbeweglich auf dem Fleck. Die Stimme war dort aufgeklungen, wo sich auch die wellige Hügellandschaft aus dem Moor hervorschob.

Da also hielten sie sich versteckt!

»Nein, bitte nicht!«

Julie hatte geschrien.

Ich brüllte ihren Namen.
»Johnnn!« kreischte sie zurück. »Sie will mich töten. Meine Mutter will mich töten!«
Ich vereiste. Plötzlich war alles nicht mehr interessant. Was hatte das Kind geschrien?
Meine Mutter will mich töten!
Aber Julies Mutter lebte nicht mehr, ebenso wie ihr Vater. Beide waren verunglückt.
Ich bekam einen trockenen Hals und hatte keine Zeit, über die Antwort nachzudenken, denn hinter mir hörte ich ein widerlich klingendes Lachen.
Ich kam nicht mehr dazu, mich umzudrehen, denn ein furchtbarer Hieb traf mein Kreuz und schleuderte mich nach vorn.
In der Nähe gab es nichts, an dem ich hätte Halt finden können.
Ich segelte also nach vorn, prallte auf den weichen Untergrund, hörte das Klatschen und sah das Wasser hochspritzen.
Da wußte ich Bescheid.
Man hatte mich in ein Sumpfloch gestoßen!

***

Suko hatte den dunklen Klingelknopf gefunden, geschellt und wartete darauf, daß ihm jemand öffnete.
Viel Hoffnung hatte er eigentlich nicht. Das Haus wirkte zwar nicht unbewohnt, aber es sah aus, als wären seine Bewohner nicht anwesend, und das ärgerte den Inspektor ebenfalls.
Er täuschte sich.
Die Haustür wurde geöffnet. Dahinter lag ein Flur, in dem kein Licht brannte. In dieser Dunkelheit erschien Suko eine Gestalt. Dunkelhaarig, sehr mißtrauisch, gebückt dastehend, eine Hand auf der Klinke, die andere irgendwie zur Abwehr erhoben.
»Mr. Gladstone?« fragte Suko.
Er sah das Nicken. Dann die freie Hand, die angehoben wurde, und den gekrümmten Finger. Er zeigte an, daß Suko das Haus betreten sollte.
Der Inspektor war mißtrauisch. Auch jetzt klingelten bei ihm die Alarmglocken, aber er war auch darauf fixiert, Julie und seinen Freund John Sinclair zu finden. Deshalb ging er das Risiko ein und betrat das Haus. Außerdem gehörte er zu den Menschen, die sich hervorragend wehren konnten.
Der Mann, der ihn empfangen hatte, ging vor und drehte Suko sogar den Rücken zu.
Somit schwand das Mißtrauen des Chinesen etwas. Nach zwei Schritten erwischte ihn dann der Hammer.
Hamir hatte im toten Winkel gelauert und nur darauf gewartet, daß

Suko weit genug in den Flur hineinging.
Genau zum richtigen Zeitpunkt schlug er zu.
Er traf den Inspektor völlig unvorbereitet. Suko hatte das Gefühl, auseinander zu fliegen. Er bekam nicht mehr mit, daß er noch Boden unter den Füßen hatte, er schwebte, er schwamm, er flog, und er sah die vor ihm gehende Gestalt, wie sie sich umdrehte.
Ein ungewöhnlich aufgequollenes Gesicht erschien in seinem Sichtfeld. Ein dunkles Gesicht, das aber verschwand, als wäre es auch explodiert. Dann ging Suko zu Boden und wußte zunächst einmal von nichts mehr.
Lange war er nicht bewußtlos gewesen, denn als er wieder erwachte, richtete sich Waldo, der ihn in die Küche geschleift und durchsucht hatte, gerade wieder auf.
Als wäre der Kerl meilenweit von ihm entfernt, hörte Suko das Lachen. »Ein Bulle, das gibt es nicht. Wir haben hier einen verdammten Polizisten erwischt.«
»Tatsächlich?« fragte ein anderer.
»Ja. Hier ist der Ausweis.«
Noch eine Stimme meldete sich. »Soll ich ihn sofort killen oder erst später?«
»Wir haben Zeit, Ahmet. Er wird uns noch das Nötige sagen. Los, helft mir!«
Kräftige Hände packten zu und rissen Suko in die Höhe. Wohin man ihn schleifte, bekam er nicht mit. Er kam erst wieder richtig zu sich, als er unter sich die harte Sitzfläche eines Stuhls spürte. Eine Hand erschien, verschwand im Ausschnitt der Jacke und verstaute den Ausweis wieder.
Die Gangster oder wer immer die verfluchten Kerle sein mochten, hatten Suko an Hals und Schulter erwischt. Die Schmerzen aber schossen hoch bis unter seine Schädeldecke, wo sie sich in kleinen Explosionen verflüchtigten.
Seine Waffen hatte man ihm genommen. Die Dämonenpeitsche ebenfalls. Sie lag auf dem Tisch. Damit konnten die drei orientalisch aussehenden Männer nichts anfangen.
»Wasser!« befahl Waldo.
Hamir holte die Flüssigkeit. Er gab Suko zu trinken. Nur anders als normal. Den fast gefüllten Kochtopf leerte er über Sukos Schädel aus. Die eiskalte Dusche schmerzte den Chinesen, und er hörte das Lachen der Kerle.
Er öffnete die Augen.
Noch konnte er nicht klar sehen, aber sie standen vor ihm, und er wußte, daß er ihnen zum erstenmal in seinem Leben begegnet war.
Zudem machten sie nicht den Eindruck von Chorknaben.
»Wieder da?« fragte der Größte aus dem Trio. Er hatte eine

Hakennase, unter der ein Schnauzbart schwarz wie Teer wuchs.
»Einigermaßen.«
»Wie schön.«
Suko lachte ebenfalls auf. »Kann mir einer von euch sagen, was das zu bedeuten hat? Weshalb werde ich hier überfallen, wenn ich einen Besuch machen will?«
»Weißt du das wirklich nicht?«
»Nein.«
»Wen wolltest du denn besuchen?« fragte Waldo.
»Die Gladstones.«
»Ja, die wohnten hier.« Er lachte. »Aber hier wohnt noch jemand, wie mir scheint.«
»Wer denn?«
Für diese Antwort bekam Suko einen Tritt gegen das Schienbein.
Er verbiß sich den Schmerz. »Meint ihr Julie?« keuchte er.
»Genau.«
»Sie ist nicht da!«
»Das haben wir auch bemerkt. Jetzt wollen wir von dir wissen, wo sie sich aufhält.«
»Das weiß ich nicht«, erwiderte Suko leise. »Ich weiß nicht einmal, wo ihre Großeltern stecken.«
»Das kann ich dir sagen«, meinte Waldo und grinste. »Wir haben sie in den Keller geschafft, denn wir mögen es nun mal nicht, wenn Leichen in den Wohnräumen herumliegen…«
Da wußte Suko, in wessen Hände er gelangt war und was ihm noch alles bevorstand…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 519 »Das Auge von Atlantis«